

zur debatte

KATHOLISCHE
AKADEMIE in



BAYERN

NUTZTIERHALTUNG

*Herausforderungen
und Alternativen*



EINE GRENZGÄNGERIN

Erich Garhammer trifft
Marion Poschmann

SEINEM ERBE VERPFLICHTET

Die Akademie gedenkt ihres
ehemaligen Direktors Franz Henrich

MÜNCHEN 2040

Junge Menschen planen
die Stadt der Zukunft

Das Gendern ändern

Liebe Damen, Diverse und Herren,

auch wir erhalten Rückmeldungen zum Gendern. Manche regen sich über das Sternchen auf. Umgekehrt wurden wir aber auch schon gescholten, die Geschöpflichkeit der Frau zu leugnen, weil wir nicht das Sternchen, sondern Klammern verwendeten. Die gesellschaftliche Debatte wird mitunter emotional und unversöhnlich geführt, statt den Engagierten auf allen Seiten zunächst einmal legitime Anliegen zu unterstellen.

Sprache bildet Wirklichkeit nicht nur ab, sondern schafft auch Fakten. Im Deutschen herrscht zwischen den Geschlechtern – wie in den meisten Sprachen – eine formale Asymmetrie: Die grammatische Möglichkeit des generischen Maskulinums erlaubt es, das weibliche Geschlecht in der Sprache und damit nachweislich auch in den Vorstellungen auszublenden. Mit der Macht der Sprache verantwortungsvoll umzugehen, beinhaltet daher auch, an der Überwindung dieser Diskriminierung mitzuwirken und sich in manchen Fragen umzugewöhnen. Soweit dürfte Konsens herrschen. Und viele schöne Möglichkeiten, die die deutsche Sprache bietet, haben sich in den vergangenen Jahrzehnten breit etabliert.

Eine neue Wendung bringt nun die Einsicht, dass gerade die gleichberechtigte Nennung der beiden Hauptgeschlechter dazu führt, dass jene Menschen, die sich in diesem binären System nicht eindeutig zuordnen lassen, nicht einmal mehr „mitgemeint“ sind. Deshalb verlassen die Sternchen, Unterstriche und Doppelpunkte bewusst das System der Grammatik, um Diskriminierung zu vermeiden.

Das Anliegen teilen wir. Über den besten Weg sind wir uns noch nicht einig – besonders für jene Fälle, in denen Schönheit und Prägnanz der Sprache besonders wichtig sind. Deshalb lassen wir uns Zeit, um nachzudenken und die gegenwärtige Experimentierphase unserer lebendigen Sprache zu beobachten, bevor wir für unser Haus und unsere Zeitschrift Standards definieren. Für die Debatte gilt bis auf weiteres, dass wir verschiedene Stile nebeneinander stehen lassen. Die Texte werden in dieser Frage nicht vereinheitlicht.

Wir unterstellen dabei allen guten Willen. Nicht jeder, der ein Sternchen setzt, möchte anderen vorschreiben, wie sie zu sprechen haben. Nicht jede, die das generische Maskulinum nutzt, wünscht sich Frauen zurück an den Herd. Nicht alle, die Damen und Herren nennen, möchten Diverse ausgrenzen. Das Problem ist komplex und eine rundum zufriedenstellende Lösung noch nicht gefunden.

Über neue Ideen freut sich

Joachim Bückle

Inhalt der Printausgabe

- NUTZTIERHALTUNG**
- 4 **Nutztier braucht Haltung!**
- 6 **Der notwendige Beitrag der Verbraucher**
Reiner Brunsch
- 8 **Reden Sie – aber labern Sie nicht!**
Inken Christoph-Schulz
- 10 **Einkommen, Identität und Tierwohl**
Gerhard Stadler

- 12 **PHILOSOPHISCHE SOIREE**
Kurzbericht

- MICHAEL KARDINAL VON FAULHABER**
- 13 **Tagebücher online. Eine Einführung**
Stephan Höpfinger und Robert Walser
- 15 **Kardinal Michael von Faulhaber und die Juden**
Andreas Wirsching

- 20 **WIE VERÄNDERT CORONA UNSERE GESELLSCHAFT?**
Kurzbericht mit Verweisen

- ERICH GARHAMMER TRIFFT MARION POSCHMANN**
- 22 **Sie ist eine Grenzgängerin**
Erich Garhammer

- 24 **PHILOSOPHIE UND OFFENBARUNG**
Kurzbericht mit Verweisen



- ZUM TOD VON FRANZ HENRICH**
- 25 **Seinem Erbe verpflichtet**
Achim Budde 
- 27 **Der Tag des Abschieds**
Johannes Schießl 
- 28 **Schlaglichter einer Epoche und eines langen Lebens**
Florian Schuller 
- 34 **DOK.fest: DER WILDE WALD**
Kurzbericht 
- MÜNCHEN 2040**
- 35 **Sei heute dabei, um das Morgen zu gestalten**
Sophia Haggemüller 
- DIE APOSTELGESCHICHTE**
- 38 **Von Jerusalem nach Rom**
Hans-Georg Gradl 
- NAPOLEON**
- 42 **Eine Einführung**
Robert Walser
- 43 **Was er uns 200 Jahre nach seinem Tod bedeuten kann**
Johannes Willms 
- 49 **DIE EINWEIHUNG DER HANS-MAIER-BIBLIOTHEK**
Kurzbericht mit Verweisen
- 50 **COMMUNITY**
- 56 **Programmorschau und Impressum**

Die folgenden Artikel sind nur in der **Online-Ausgabe** der Zeitschrift *zur Debatte* enthalten, die Sie auf unserer Homepage finden und über unseren Newsletter abonnieren können (s. u.).

- MICHAEL KARDINAL VON FAULHABER**
- 57 **Aus dem Tagebuch: Kardinal Faulhaber und das Jahr 1938**
Moritz Fischer 

- PHILOSOPHIE UND OFFENBARUNG**
- 61 **Geliebte Freiheit. Zum Verhältnis von Offenbarung und Autonomie**
Sarah Rosenhauer 
- 66 **Philosophie als Offenbarung**
Thomas Oehl 

14 Extra-Seiten

Die *debatte* erscheint in zwei Varianten: print und online. Die Online-Ausgabe ist bis Seite 56 identisch mit der Print-Ausgabe. Ab Seite 57 folgen zusätzliche Artikel, die in der gedruckten Fassung keinen Platz mehr fanden. Außerdem führen zahlreiche Links direkt aus dem PDF zu Videos und Audios auf unseren YouTube-Kanälen und ergänzen so die Dokumentation.

Abonnieren Sie die Online-Ausgabe über den Newsletter der Akademie! Rund 4.900 Leser*innen können jedes neue Heft so bereits Wochen vor dem Papier-Versand lesen oder bequem auf DIN A4 ausdrucken.

Nutztierhaltung

Herausforderungen und Alternativen

Es ist nicht alles rosa in der Landwirtschaft, auch wenn das Klischee der glücklichen Kuh noch immer sehr lebendig ist. Vor dem Hintergrund aktueller Debatten stand deshalb eine der zentralen Fragen des nachhaltigen Wirtschaftens im Fokus unserer Kooperation mit acatech, der deutschen Akademie der Technikwissenschaften. In der Zoom-Veranstaltung *Nutztierhaltung. Herausforderungen und Alternativen* am 4. Mai 2021 diskutierten Fachleute, wie man in

Zukunft lokal und weltweit Nahrungsversorgung, Tierwohl, Landwirtschaft und Umweltschutz zusammenführen könnte. Lesen Sie im Nachgang eine Einführung zu den Leitgedanken und die Statements der Referent*innen. Die Zusammenarbeit mit acatech in der Reihe *acatech am Dienstag* hat das Ziel, naturwissenschaftliche und technische Entwicklungen breit zu diskutieren und sie auf dem Hintergrund der christlichen Soziallehre zu beleuchten sowie zu hinterfragen.

Nutztier braucht Haltung!

Politik zwischen Landwirtschaft, Verbraucherinteressen, Tierwohl und Klimaschutz von Achim Budde, Robert Walser und Michael Zachmeier

Alle wissen, dass das nicht so bleiben kann: Die Menschheit isst zu viel Fleisch. Wir in Deutschland sind ganz vorne mit dabei. Und dass andere Länder noch kräftig aufholen möchten, können wir ihnen deshalb kaum verbieten. Der ökologische Fußabdruck ist schon heute immens und wird immer größer: vom CO₂- und Methanausstoß über den Wasserverbrauch bis zur Flächenquote (und -rodung!) für Tierfutter – von Nebenfolgen wie antibiotika-resistenten Keimen oder skandalösen Arbeitsbedingungen à la Tönnies ganz zu schweigen ... Unser Fleischkonsum ist kein Modell für den Planeten.

Schwarz-Weiß-Denken

Aber wie sich das ändern könnte, darüber gehen die Meinungen weit auseinander. Es ist ein klassischer Interessenkonflikt, „Schwarzer Peter“ inklusive. Die Landwirte werden kritisiert, weil sie nur die gesetzlichen Mindeststandards ein-

halten, können die Kosten für mehr Tierwohl oder Nachhaltigkeit aber nicht einfach aus der eigenen Tasche bezahlen. Die verarbeitenden Unternehmen werden für ihre industriellen Methoden kritisiert, könnten aber das nachgefragte Volumen gar nicht anders herstellen. Und die Verbraucher werden gescholten, dass sie

beim Einkauf fast immer nach dem Preis entscheiden, obwohl sie in Umfragen stets beteuern, sich das Tierwohl auch etwas kosten lassen zu wollen. Wie sich das Dickicht der Vorverurteilungen lichten lässt, beschreibt Inken Christoph-Schulz ab Seite 8.

Kirche und Umwelt

Das Thema ist groß und komplex und berührt Grundsätzliches. Um eine christliche Haltung dazu

einzunehmen, braucht es zunächst einmal Informationen von allen Seiten. Und dann darf durchaus auch das christliche Wertesystem als Orientierungsgröße eingebracht



Im Amazonasgebiet gehen jedes Jahr weite Flächen des Regenwaldes unwiederbringlich verloren, um Platz für Tierfutteranbau zu schaffen.

Foto: Mayke Toscano/Geom+, CC BY-NC 2.0

Mit der wegweisenden Sozial-Enzyklika *Laudato si'* von 2015 richtet sich der Focus verstärkt auf Themen wie Umweltschutz, internationale Gerechtigkeit, wirtschaftliche Vernunft, sozialer Zusammenhalt und auch auf das Tierwohl.

der Focus verstärkt auf Themen wie Umweltschutz, internationale Gerechtigkeit, wirtschaftliche Vernunft, sozialer Zusammenhalt und auch auf das Tierwohl. Die Kirche vertritt dabei auch jene, die keine Stimme haben: die Tiere selbst und die künftigen Generationen. Zusammen mit starken Partnern wie dem Deutschen Museum oder acatech hat die Katholische Akademie in Bayern schon etliche Aspekte dieser übergeordneten Thematik zur Debatte gebracht: nachhaltige Biotechnologie, Fluch und Segen des Biosprits, Hoffnungsträger Mikroalgen, Digitalisierung in der Landwirtschaft oder Synthetische Kraftstoffe ...

Information und Austausch gegen die Klischees

Nun ging es also an ein Leib-und-Magen-Thema der Deutschen, in dem Klischees noch immer wirkmächtiger sind als Fakten, auch wenn sie einander zuwiderlaufen: die rosarote heile Bauernhof-Welt unserer Kinderbücher; das der Natur entfremdete Stadtkind, das glaubt, Kühe seien lila; der gewissenlose Unternehmer, der alles tut, was nicht verboten ist, um noch ein halbes Promille Gewinn herauszupressen; der echte deutsche Mann, der kiloweise Billigfleisch auf seinen 1000-Euro-Grill schmeißt ...

Bei der Anfang Mai veranstalteten Online-Fachdiskussion war indes die Frage zentral, ob es realistische Alternativen zur Massentierhaltung gebe, und wie es gelingen könne, ökologische, gerechte und widerstandsfähige Ernährungssysteme aufzubauen – und zwar global: Denn während der Hunger nicht aus der Welt zu kriegen ist, hat inzwischen mehr als jeder dritte Mensch Übergewicht. Die wichtigsten Dimensionen unseres Ernährungssystems beschreibt Reiner Brunsch ab Seite 6.

Am Ende ein Verteilungsproblem

Den Landwirten liegt das Wohl ihrer Tiere besonders am Herzen; sie teilen schließlich ihr ganzes Leben mit ihnen. Nur hat das Tierwohl seinen Preis – das macht Gerhard Stadler ab Seite 10 deutlich: Wenn wir auf unserem Teller alles richtig machen wollen, wird es teuer. Immer wieder wurde deshalb im Lauf der Tagung auf die Verantwortung der Verbraucher verwiesen: Um den Tieren eine artgerechte Haltung zu finanzieren, den Fußabdruck der Futtermittelherstellung klein zu halten und den Produzenten ein nachhaltiges Wirtschaften zu ermöglichen, müssen sich

werden, vielleicht sogar als Lösungsansatz. Denn durch Papst Franziskus wurde der Umgang mit der Schöpfung ins Zentrum kirchlichen Denkens und Handelns gerückt. Mit der wegweisenden Sozial-Enzyklika *Laudato si'* von 2015, die weit über katholische Kreise hinaus rezipiert wurde, richtet sich

teurere tierische Produkte auf dem Markt platzieren lassen. Das geht aber nur, wenn wir alle bereit sind, höhere Preise zu bezahlen.

Eine Frage der Haltung

Genau dies aber – an der Ladentheke noch nebenbei die Welt zu retten – scheint nicht zu funktionieren. Ist also doch der böse Verbraucher an allem schuld? Unser Gardini-Preisträger Ottmar Edenhofer brachte neulich mit Blick auf die Fridays-for-Future-Jugendlichen, die sich Vorwürfe über ihren nicht klimaneutralen Lebenswandel gefallen lassen mussten (vgl. zur *debatte* 1/2020, Seite 6f.), folgenden Gedanken: Der eigentliche Skandal liege gerade darin, dass es dem und der Einzelnen im aktuell herrschenden System fast nicht möglich sei, sich den eigenen Überzeugungen gemäß zu verhalten. Gerade deshalb sei der Ruf nach einer Systemveränderung als politische Aufgabe so wichtig. Übertragen auf die Landwirtschaft: Die richtige Haltung zur Nutztierhaltung muss nicht nur der oder die Einzelne beweisen, sie muss ein gesellschaftliches Anliegen sein und von der Politik gesteuert werden.

Den Systemwandel gestalten

In der von Bernhard Bleyer moderierten Podiumsdiskussion ging es denn auch vor allem um die Hebelpunkte einer Transformation der Landwirtschaft. Eine Erkenntnis war, dass eine nachhaltige Tierhaltung erst dann möglich sei, wenn insgesamt weniger tierische Produkte konsumiert werden. Regulatorische Maßnahmen, so eine zweite Festlegung, seien unumgänglich. Denkbar seien neben einer Tierwohlsteuer auch Mindestpreise für tierische Produkte. Ein weiterer Weg könnte darin bestehen, verstärkt pflanzliche Ersatzprodukte zu produzieren. Damit lassen sich bei effizienterem Ressourcenverbrauch dieselben Ernährungseffekte erzielen. Zum Glück ist es ja sogar gesünder, nur ein oder zwei Mal pro Woche Fleisch zu essen.



Foto: Technische Hochschule Deggendorf

Prof. Dr. Bernhard Bleyer ist Professor an der Technischen Hochschule Deggendorf und Mitglied im Bildungsausschuss der Akademie. Er moderierte die Diskussion.

Weniger ist mehr

Wenn die Menschheit, wie unser Konzil es nennt, eine Familie ist und deshalb grundsätzlich alle Menschen gleiches Recht auf Anteil an den Ressourcen unseres Planeten haben, dann wird „weniger Fleisch von höherer Qualität“ künftig die Faustregel sein: Der Verzicht auf unsere Überernährung schafft Spielraum für einen neuen Ausgleich zwischen Produzent und Verbraucher, zwischen Landwirt und Genießer, zwischen Tier und Mensch. Bitte betrachten Sie es mit Wohlwollen, wenn dieser Gedanke künftig auch den Speiseplan der Akademie immer stärker prägt. ■

Der notwendige Beitrag der Verbraucher

Das Ernährungsverhalten muss sich ändern von Reiner Brunsch

Nachhaltigkeit in der Tierhaltung ist mit dem derzeitigen Ernährungssystem nicht erreichbar. Es ist vielmehr absolut nötig, die Landwirtschaft – und innerhalb dieser die Tierhaltung – als Teil des Ernährungssystems zu verstehen und gesellschaftlich zu steuern. Als Beitrag zum Verständnis dieser Herausforderung will ich kurz auf wesentliche Dimensionen eingehen.

Dimensionen unseres Ernährungssystems:

1. Globale und regionale Grenzen der Ökosysteme anerkennen und einhalten.
2. Umbau des Ernährungssystems sozialverträglich gestalten.
3. Landnutzungsänderung organisieren.
4. Verständnis für komplexe Systeme entwickeln, fördern und anwenden.

Lassen Sie mich im Folgenden einige Fakten zu den vier Dimensionen nennen.

Zu Dimension 1

Die aktuelle Ernährung übersteigt die Tragfähigkeit des Planeten in einigen Bereichen bereits heute. Gleichzeitig wird eine weitere Steigerung der globalen Nachfrage nach menschlicher Nahrung und insbesondere nach Produkten tierischen Ursprungs prognostiziert. Aus ökosystemischem Verständnis geht es einerseits darum, das tropische Niveau der menschlichen Ernährung abzusenken und andererseits die Photosynthese zu fördern, um mehr Biomasse verfügbar zu bekommen.

Zu Dimension 2

Aktuell leben etwa zwei Milliarden übergewichtige und überernährte Men-

schen auf der Erde und 800 Millionen Menschen leiden unter Hunger. Deren Zahl nimmt in den letzten Jahren leider wieder zu. Für ca. eine Milliarde Menschen – in der Regel die Ärmsten des globalen Südens – sind Nutztiere die Überlebensgrundlage.

Zu Dimension 3

Heute werden ca. 77 Prozent der globalen, landwirtschaftlich nutzbaren Fläche für die Erzeugung von Viehfutter genutzt. Die tierischen Produkte liefern jedoch nur 17 Prozent der von Menschen aufgenommenen Nahrungsenergie und 33 Prozent der von Menschen verzehrten Eiweiße. Andererseits wachsen jährlich ca. sechs Milliarden Tonnen Trockensubstanz an pflanzlicher Biomasse, die für Menschen nicht direkt verwertbar ist. Die Flächen, auf denen dieses Futter wächst, sind also nur mit Hilfe von Tieren als Flächen mit einem Beitrag zur menschlichen Ernährung zu

Während auf 77 Prozent der landwirtschaftlichen Nutzfläche Viehfutter angebaut wird, liefern tierische Produkte nur 17 Prozent der Nahrungsenergie.

nutzen. Diese Tiere sind Teil eines Ökosystems, und folglich sind deren Produkte als Teil eines nachhaltigen Ernährungssystems zu verstehen.

Zu Dimension 4

Bereits das Verständnis des Zusammenspiels von Produzenten, Konsumenten und Destruenten in einem Ökosystem ist hoch komplex, dynamisch, zum Teil selbstregulierend und folglich schwer zu verstehen. Wenn wir über Ernährungssysteme sprechen, dann ist das Ökosystem zwar



Das Angebot an Fleisch in Supermärkten und Metzgereien ist sehr umfangreich. Der Preis würde signifikant steigen, wenn bei der Nutztierhaltung mehr auf das Tierwohl geachtet würde.

Mögliche Konfliktlösungen setzen Verständnis, Priorisierung von Zielen und Effizienzsteigerung, aber auch die Reduzierung des Tierbestands voraus.

die Basis, wird aber von sozialen und wirtschaftlichen Erwartungen und Mechanismen beeinflusst. Die Komplexität nimmt weiter zu und die gezielte Beeinflussbarkeit nimmt ab. Umso wichtiger ist, dass wir immer besser verstehen, mit solchen Komplexitäten verantwortungsvoll umzugehen, statt mit Detaillösungen das Ganze aus den Augen zu verlieren.

Gern möchte ich hier das Gleichnis von den blinden Männern und dem Elefanten erwähnen. Aufgrund des fehlenden Sehvermögens können sie den Elefanten als Ganzes nicht erkennen, sondern jeder ertastet einen Teil des Körpers und beschreibt dieses Detail recht treffend. Die Summe der Beschreibung der Einzelteile ergibt keine Hinweise auf das Ganze! Das Newtonsche Prinzip, alles in seine Einzelteile zu zerlegen, diese bestmöglich zu beschreiben und darüber ein Verständnis vom Ganzen zu erlangen, stößt selbst schon bei rein mechanischen Apparaten auf Grenzen. Nichtsdestotrotz dominiert

dieses Vorgehen das menschliche Handeln bis heute, leider in nahezu allen Bereichen der Gesellschaft.

Um also das hochkomplexe, dynamische und zum Teil sich selbst regulierende Ernährungssystem in den ökologischen Grenzen unseres Planeten nachhaltig zu gestalten, ist die Wissenschaft genauso gefordert wie Wirtschaft und Politik, aber auch die Verbraucher, also jeder Einzelne und die Gesellschaft als Ganze.

Bezogen auf die Nutztierhaltung gilt es, verschiedene Zielkonflikte besser zu verstehen, aber vor allem, diese möglichst aufzulösen. Die Lösungswege können vielfältig sein, und keiner ist per se besser als ein anderer. Prinzipielle Möglichkeiten zur Konfliktlösung sind Verständnis, Priorisierung von Zielen und Effizienzsteigerung, aber auch Tierbestandsreduzierungen.

An dieser Stelle könnte ich normalerweise meinen Impuls beenden, wäre da nicht noch die besondere Stellung des Tieres in unserem Moral- und Rechtssystem. Die ethische Rechtfertigung des Nutzens und Tötens von Tieren überlagert meines Erachtens die Nachhaltigkeitsdiskussion, weil damit der Umgang mit den Tieren (Gewährleisten von Tierwohl) nicht mehr nur ein Aspekt der sozialen Dimension von Nachhaltigkeit ist.

Der Deutsche Ethikrat schreibt in seiner Stellungnahme vom Juni 2020:



Foto: Leibniz-Institut für Agrartechnik und Bioökonomie e. V.

Prof. Dr. Reiner Brunsch, Leibniz-Institut für Agrartechnik und Bioökonomie und Humboldt-Universität zu Berlin

Eine nachhaltige Tierhaltung kann es nur geben, wenn alle Beteiligten ausschließlich ethisch vertretbare Entscheidungen treffen.

„Von denjenigen, die Nutztierhaltung nicht grundsätzlich ablehnen, kann daher erwartet werden, dass die Bedingungen von Zucht, Haltung und Verwertung einschließlich der Tötung von Nutztieren mit guten Gründen gerechtfertigt werden. Dabei darf nicht pauschal auf die (Ernährungs-) Bedürfnisse der Menschen verwiesen werden: (...) Jenseits dessen bleibt nur die Nutztierhaltung als wertvolles historisches Kulturgut und der Aspekt des mit dem Verzehr verbundenen guten Lebens der Menschen.“

Ich empfinde diese Formulierungen als eine große Herausforderung nicht nur an die Nutztierwissenschaften, aber an diese im Besonderen.

Zusammenfassen möchte ich meinen Impuls zur Nachhaltigkeit der Nutztierhaltung wie folgt:

Ethisch vertretbar ist noch längst nicht nachhaltig, aber nachhaltige Tierhaltung ohne ethische Vertretbarkeit kann es nicht geben! ■



Foto: canva.com

Beliebte Milchprodukte setzen ebenfalls eine intensive Nutztierhaltung voraus. Auch hier gilt es, Fragen des Tierwohls und des Ressourceneinsatzes zu beachten.

Reden Sie – aber labern Sie nicht!

von Inken Christoph-Schulz

Wir haben es satt!“ versus „Wir machen Euch satt!“ – diese zwei Ausrufe, die alljährlich im Rahmen der *Grünen Woche* in Berlin erschallen, stehen stellvertretend für die mitunter tiefe Kluft zwischen Verbrauchern und Landwirten. Gerade die Haltung der landwirtschaftlichen Nutztiere wird häufig sehr scharf kritisiert.

Dabei ist das Thema Nutztierhaltung außerordentlich komplex und ein Schwarz-Weiß-Denken zwar einfach, aber es ist sicherlich nicht zielführend. Es existieren die unterschiedlichsten Haltungen und Vorstellungen zur landwirtschaftlichen Nutztierhaltung. Dies liegt zum einen daran, dass unterschiedlichste Akteure mit unterschiedlichen Interessen und Nöten betroffen sind. Zum anderen kann die Nutztierhaltung aber auch nicht losgelöst von beispielsweise der Umwelt- und Klimadebatte betrachtet werden. Und dann gibt es natürlich nicht nur eine Form der Nutztierhaltung, sondern sehr unterschiedliche. So, wie es nicht nur *den* Landwirt oder *den* Verbraucher gibt, sondern viele unterschiedlich denkende Landwirte und Verbraucher. Der vorliegende Beitrag zeigt wesentliche Aspekte des Geflechtes aus unterschiedlichen Interessen und Schwierigkeiten auf und verdeutlicht, warum gemeinsame Gespräche von besonderer Wichtigkeit sind.

Extrem stark vereinfachend können Landwirte, Verbraucher und Handel als Hauptakteure dieses Geflechtes bezeichnet werden. Dabei produzieren „die“ Landwirte meistens nach den gesetzlichen Mindeststandards. Aber auch, wenn sie darüber nachdenken, etwas an ihrer Art der Tierhaltung zu ändern und bereit sind, höhere Tierwohlstandards umzusetzen, sehen sie für sich

persönlich in einem System der langen Abschreibungsfristen und der komplizierten Genehmigungsverfahren oftmals kaum Spielraum für derartige Veränderungen. Höhere Tierwohlstandards sind mit höheren Kosten verbunden. Inwiefern diese gedeckt werden können, inwiefern die erzeugten Produkte auch zu einem höheren, kostendeckenden Preis durch den Verbraucher gekauft werden, kann zum Zeitpunkt der Haltungsumstellung häufig nur gehofft werden. Und so kommt es, dass viele Landwirte das Risiko, ihre Tierhaltung zu verändern, nicht eingehen wollen oder nicht eingehen können. Werden Landwirte mit der Verun-

sicherung und dem Ärger der Verbraucher konfrontiert, reagieren sie häufig irritiert bis verständnislos. Sie können mit einigen Vorwürfen wenig anfangen, weil ihnen unklar ist, welches Problem ein Verbraucher zum Beispiel mit Silage oder Fressgittern haben könnte und fühlen sich in einer Verteidigungsposition oder einem Rechtfertigungszwang. Dazu kommt das Wissen, dass die meisten Verbraucher nach den günstigsten Produkten greifen, also mitnichten die Produkte kaufen, die sie fordern. Misstrauen und gegenseitige Vorwürfe sind die Folge.

Zwischen dem Landwirt und dem Verbraucher steht „der“ Handel: Hier zählen in erster Linie die Absatzzahlen. Und von diesen wird schnell auf die Präferenzen der Kunden geschlossen. In der vorliegenden Situation

heißt das, dass primär die Produkte des gesetzlichen Standards gelistet und mitunter zu einem extrem günstigen Preis verkauft werden. Gerade Fleisch und Fleischprodukte werden regelmäßig als sogenannte Lockangebote eingesetzt, um den Verbraucher in das Geschäft zu bekommen. Schließlich steht der einzelne Händler in Konkurrenz mit anderen Händlern. Auch sind Produkte teilweise im Ausland günstiger zu beziehen, da dort zum Beispiel geringere Löhne gezahlt werden und die Tierschutzstandards häufig mit denen in Deutschland nicht zu vergleichen sind. Die Folge sind oftmals sinkende Verkaufspreise für die Landwirte.

Am Ende der Wertschöpfungskette steht „der“ Verbraucher: Die meisten Verbraucher kaufen preiswerte Produkte, die auf Basis der gesetzlichen Mindeststandards produziert wurden. Und dennoch träumen viele von ihnen von einer Tierhaltung, die eher einem romantischen Bild oder der Darstellung eines Kinderbuchs entspricht, weniger der landwirtschaftlichen Realität. Wie diese aussieht, können die Verbraucher jedoch kaum oder gar nicht beurteilen, denn nur wenige haben einen realistischen Einblick in die praktische Landwirtschaft. Die meisten sind vielmehr zunehmend von ihr entfremdet und oftmals verunsichert durch gesehene Berichte und Bilder.

Sie wissen zum Beispiel nicht, wie Silage produziert wird und fürchten, dass unnatürliche Zusatzstoffe dem Futter beigemischt werden. Und auch eine Kuh, die im Fressgitter steht, kann Unverständnis auslösen, weil dieses Bild mit einer Anbindehaltung gleichgesetzt wird und die Befürchtung besteht, dass die Kuh 24/7 in diesem Gitter fixiert ist. Dass dies jedoch nicht der Fall ist, die Kühe mitunter gar nicht oder nur zeitweise, zum Beispiel für erforderliche Untersuchungen oder Behandlungen, fixiert werden, ist den Verbrauchern in der Regel nicht bewusst. Woher auch!

Landwirte versuchen sehr wohl, die Art der Tierhaltung zu ändern. Doch oft haben sie dafür keinen finanziellen Spielraum.



Dr. Inken Christoph-Schulz, Johann Heinrich von Thünen-Institut Braunschweig

Foto: Florian Gaertner/photothek.net/BMEL

Auf Seiten der Verbraucher wie auch der Landwirte herrscht viel Unzufriedenheit und das Konfliktpotential ist sehr hoch.

Verbraucher werden mit unterschiedlichsten Informationen zur Nutztierhaltung konfrontiert: Mal wird die Nutztierhaltung zu positiv, mal zu negativ dargestellt und mal korrekt. Wie aber soll der Verbraucher beurteilen, welche der Information die richtige ist?

Beim Einkauf kommen dann zusätzlich verschiedene Zielkonflikte zum Tragen. Der offensichtlichste ist der Wunsch nach mehr Tierwohl und einem geringen Preis, weitere Konflikte entstehen beispielsweise mit der Frage, was für ihn schützenswerter ist – die Umwelt oder das Tierwohl?

Es ist offensichtlich, dass auf den unterschiedlichen Seiten viel Unzufriedenheit herrscht und das Konfliktpotential hoch ist. Diese Situation wird auch dadurch erschwert, dass lange Zeit nur übereinander statt miteinander geredet wurde, dass anstelle konstruktiven Austauschs nur pauschales bzw. destruktives „Gelaber“ stattfand. Aber so einfach es klingt, das miteinander Reden ist ein (nicht der alleinige!) Schlüssel zu mehr Verständnis.

Im Rahmen des Projektes *SocialLab* wurden von Mitarbeitern des Thünen-Instituts für Marktanalyse, der Fachhochschule Südwestfalen und der Universität Göttingen, Gruppendiskussionen mit Landwirten und Verbrauchern in unterschiedlichsten Orten in Deutschland und zu den drei Tierhaltungsverfahren Schweinehaltung, Milchviehhaltung und Hühnerhaltung durchgeführt. Während der Diskussionen wurden unterschiedliche Themen rund um die jeweilige Tierhaltung gemeinsam besprochen. Die Verbraucher konnten Fragen an die Landwirte stellen, und letztere nutzten die Möglichkeit, um sich zu erklären bzw. ihre Sicht der Dinge darzustellen. So konnte zum Beispiel die Unsicherheit eines Verbrauchers in Bezug auf Silage überwunden werden.

Um zu überprüfen, ob im Rahmen solcher Diskussionen eine messbare Annäherung der Akteure möglich ist, wurden zu Beginn und am Ende der Gruppendiskussionen unterschiedliche Statements zu Themen abgefragt, die sowohl die Landwirte als auch die Verbraucher betrafen. Die Auswertung zeigte, dass weder Landwirte noch Verbraucher unbeeindruckt von den gemeinsamen Gesprächen blieben, sondern ihre Haltung während der gemeinsamen

unterschiedlichen Statements zu Themen abgefragt, die sowohl die Landwirte als auch die Verbraucher betrafen. Die Auswertung zeigte, dass weder Landwirte noch Verbraucher unbeeindruckt von den gemeinsamen Gesprächen blieben, sondern ihre Haltung während der gemeinsamen



Foto: carwa.com

Bäuerliche Landwirtschaft spielt eine zentrale Rolle, wenn Nutztierhaltung, Tierwohl und Nahrungsmittelversorgung unter einen Hut gebracht werden sollen.

Diskussion mitunter statistisch signifikant änderten. Unterschieden sich beide Akteure zu Beginn der Diskussion bisweilen deutlich in ihrer Einschätzung der Nutztierhaltung, veränderte sich dies häufig durch das Gespräch. Dabei war zu beobachten, dass die Landwirte insgesamt stabiler in ihrer Wahrnehmung gegenüber der Nutztierhaltung blieben, während die Verbraucher schneller bzw. stärker ihre Meinung veränderten.

Zu betonen ist aber, dass die Veränderungen jeweils abhängig von der gewählten Argumentation und ihrer Argumentationsweise waren. Gelingt es den Landwirten, auf Interessierte einzugehen, die Sorgen des Gegenübers ernst zu nehmen und Informationen glaubwürdig und vertrauenswürdig zu vermitteln, ohne belehrend zu wirken, ist die Basis für ein gutes Gespräch geschaffen. Die meisten Verbraucher sind dann in der Lage, zuzuhören und die gegebenen Informationen anzunehmen. Wichtig ist, dass keiner der Gesprächspartner mit Anschuldigungen beginnt. Denn auch hier gilt wie so oft im Leben: Wie man in den Wald hineinruft, so schallt es heraus.

Das, was sich so leicht schreibt und einfach liest, kann im Alltag jedoch mitunter sehr schwer sein. Und das Reden wird auch nicht unmittelbar und zeitnah zu einer Verbesserung der Situation führen. Es ist aber ein wichtiger Schritt hin zu mehr Verständnis und kann der Anfang von etwas Neuem sein. Daher ist es als absolut positiv zu bewerten, dass immer mehr Landwirte den Mut und die Zeit aufbringen, sich dem Diskurs zu stellen und dass immer mehr Verbraucher diejenigen ansprechen, die es am besten wissen sollten: die Landwirte. ■

Danksagung

Das Projekt *SocialLab – Nutztierhaltung im Spiegel der Gesellschaft* wurde aus Mitteln des Bundesministeriums für Ernährung und Landwirtschaft (BMEL) aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestages gefördert. Die Projektträgerschaft erfolgt durch die Bundesanstalt für Landwirtschaft und Ernährung (BLE) im Rahmen des Programmes zur Innovationsförderung (FKZ: 28 172028 13). *SocialLab*

Deutschland ist ein Zusammenschluss folgender Partner: Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf, Thünen-Institut für Marktanalyse (Gesamtkoordination), Georg-August-Universität Göttingen, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Fachhochschule Südwestfalen Soest, Technische Universität München, Privates Forschungsinstitut für angewandte Ethik INSTET Berlin. ■

Einkommen, Identität und Tierwohl

von Gerhard Stadler

Die Nutztierhaltung steht aktuell tatsächlich vor großen Herausforderungen.

Die Erwartungen der Gesellschaft, die sich ständig verschärfenden gesetzlichen Anforderungen, die immer knapper bemessenen Gewinnspannen führen jetzt schon dazu, dass immer mehr Tierhalter die Tierhaltung aufgeben. Zwischen den Jahren 2000 und 2019 ging die Zahl der tierhaltenden Betriebe um 31 Prozent zurück.

Dagegen setzen wir uns ein. Denn die Tierhaltung ist für viele der bayerischen landwirtschaftlichen Betriebe ein wichtiges Standbein und gehört zur Identität Bayerns. Ca. 70 Prozent aller Landwirte betreiben Tierhaltung und erwirtschaften größtenteils ihr Einkommen damit. Wird Tierhaltung weiter reduziert, ist dies oftmals gleichbedeutend mit dem Verlust von Betrieben und würde den Strukturwandel in Bayern weiter beschleunigen.

Heimische Bauernhöfe haben viele Funktionen: Sie bedeuten lebendige Dörfer, wohnortnahe Arbeitsplätze, regionale Lebensmittelerzeugung, Gestaltung unserer Kulturlandschaft mit Grünland und Feldern mit Anbau von eigenem Futtergetreide. Gerade das Grünland ist überwiegend über Tierhaltung nutzbar zu machen und dadurch zu erhalten.

Heimische Bauernhöfe bedeuten lebendige Dörfer, wohnortnahe Arbeitsplätze, regionale Lebensmittelerzeugung sowie die aktive Gestaltung der bayerischen Kulturlandschaft.

Unerlässlich sind die Tiere insbesondere für möglichst geschlossene Nährstoffkreisläufe. Die Ausscheidungen der Tiere können als Dünger

verwertet werden, sichern den Humusgehalt und damit die CO₂-Bindung im Boden sowie die Bodenfruchtbarkeit und vermindern den Einsatz von Mineraldüngern, die oftmals importiert und unter hohem Energieaufwand gewonnen werden.

Das Miteinander von Mensch und Tier hat auch einen soziokulturellen Wert, der über Jahrtausende gewach-

enen Gewinnspannen können viele Landwirte ihre Existenz nur durch höhere Tierzahlen sichern. Da ist finanziell absolut kein Spielraum, den Tieren nennenswert mehr Platz zu geben, Ausläufe zu bauen oder zusätzliche Arbeitskraft in Tierbeschäftigung zu stecken. Wäre das gewünscht, bräuchten Landwirte die passenden Rahmenbedingungen. Aktuell werden wir z. B.



Foto: canva.com

Die freiwillige *Initiative Tierwohl* überschreitet die gesetzlichen Mindeststandards auf der gesamten Verwertungskette, also auch beim Schlachten und im Handel.

sen ist. Der Umgang mit Tieren macht Freude! Tierhalter stehen ihren Tieren 365 Tage im Jahr zur Verfügung, bei Bedarf auch nachts – dazu gehört schon Herzblut! Mein Wunsch ist daher, dass die gesellschaftliche Wertschätzung nicht nur gegenüber den Nutztieren, sondern auch gegenüber ihren Haltern wächst: Unsere Tierhalter gehen verantwortungsvoll mit allen Ressourcen um, aber insbesondere auch mit ihren Tieren.

Das Mehr an Tierwohl, das gesellschaftlich gefordert wird, ist daher durchaus im Sinne der Landwirte! Die Frage lautet: Wer soll die zusätzlich erforderlichen Leistungen für die höheren Standards bezahlen? Durch die

auch vom Gesetzgeber durch Bau- und Immissionsschutzrecht beim Ausbau der Ställe – mehr Platz für die Tiere – massiv ausgebremst: In vielen Fällen sind Außenklimaställe oder Ausläufe nicht möglich oder nach derzeitigem Recht nicht genehmigungsfähig.

Ob eine entsprechende Verteuerung der Produkte von der Gesellschaft mitgetragen wird, ist sehr fraglich. Die bekannte Kluft zwischen der Forderung nach Tierwohl und dem dann tatsächlich gezeigten Kaufverhalten hat bereits einen Namen bekommen: „consumer-citizen-gap“. Eine Studie zum Kaufverhalten der Hochschule Osnabrück zeigt dies auch auf wissenschaftlicher Basis.



Foto: BBV

Gerhard Stadler, Bezirkspräsident Niederbayern des Bayerischen Bauernverbands

Aber es gibt auch positive Beispiele, wie trotz aller Schwierigkeiten auch jetzt schon mehr Tierwohl als gesetzlich vorgeschrieben realisiert wird, so als Beispiel die *Initiative Tierwohl*. Diese Initiative wurde bereits vor Jahren aus freiwilligem Engagement der gesamten Vermarktungskette gegründet: Landwirtschaft, Schlachtbranche und auch Lebensmitteleinzelhandel haben gemeinsam ein transparentes Konzept entwickelt. Die entstehenden Mehrkosten werden entlang der Kette weitergegeben und die Produkte in Zukunft auch als solche gekennzeichnet. Diese Initiative – die Produkte gehören zur Stufe 2 Haltungsförmkennzeichnung – läuft auf einer breiten Basis: 6430 Betriebe mit 553 Millionen Tieren sind dabei. In der neuen Programmphase ab Juli 2021: sogar 10.200 Betriebe, davon 7500 Schweinehalter, 2700 Geflügelhalter – man beachte die Steigerung, die vollkommen freiwillig geschieht! Das entspricht bisher schon einem Marktanteil von 80 Prozent des im Lebensmitteleinzelhandel verkauften Geflügels und 34 Prozent des Schweinefleisches.

Gewisse Hoffnung verbinden wir mit der so genannten Borchert-Kommission, einem wesentlichen Baustein im Rahmen der Nutztier-Strategie des Bundeslandwirtschaftsministeriums. Als ehemaliger Landwirtschaftsminister hat Jochen Borchert die herausfordernde Aufgabe übernommen, möglichst einen Konsens zu einer

verlässlichen, langfristigen Perspektive für die Nutztierhaltung herzustellen – und das über alle Parteien hinweg, mit Landwirtschaftsverbänden ebenso wie mit Tierschutz- und Umweltschutzorganisationen. Hier ist eine langfristige Co-Finanzierung eingeplant, die den im europäischen Vergleich überproportionalen Aufwand abfedern und die Wettbewerbsfähigkeit sichern soll.

So soll die Gesellschaft das Gemeingut Tierwohl mittragen. Die Machbarkeitsstudie zeigt aber auch: Sobald das Ordnungsrecht verschärft wird, ist die Co-Finanzierung durch den Staat in Frage gestellt. Ohne diese wird verschärftes Ordnungsrecht die Tierhaltung ins Ausland verlagern. Aber auch Änderungen des Bau- und Immissionsschutzrechts müssen folgen. Die bisher erstellten Kriterien und Anforderungen sind wirklich herausfordernd und erfordern teilweise große Umbaumaßnahmen und damit Investitionen und sind für die Landwirte extrem kostspielig. Aber wenn durch dieses Konzept langfristige Verlässlichkeit und Planungssicherheit für die Landwirte und gesellschaftliche Akzeptanz geschaffen werden kann und die offenen Fragen geklärt sind, unterstützen wir dies.

Abschließend möchte ich noch einige Zahlen zur bayerischen Landwirtschaft anführen, um die Tragweite zu verdeutlichen:

Der Bayerische Bauernverband vertritt ca. 140.000 freiwillige Mitglieder

auf ca. 105.000 landwirtschaftlichen Betrieben. Damit steht bundesweit jeder dritte Bauernhof in Bayern. Die bayerischen Betriebe bewirtschaften durchschnittlich knapp 30 Hektar, was im deutschlandweiten Vergleich relativ klein strukturiert ist. Ca. 1,2 Mio. Menschen sind in der bayerischen Land- und Forstwirtschaft tätig, inkl. vor- und nachgelagertem Bereich.

Für all diese Menschen ist die Herstellung von Lebensmitteln die zentrale Aufgabe, und wir wünschen uns daher als große Branche, als versorgende Basis, für die Zukunft einen Weg, der Perspektive hat. Nachhaltigkeit basiert auf den drei großen Säulen Ökonomie, Ökologie und Soziales!

Im Moment gibt es finanziell absolut keinen Spielraum, um den Tieren nennenswert mehr Platz zu geben, Ausläufe zu bauen oder zusätzliche Arbeitskraft für die Tiere bereitzustellen.

Eine Verlagerung der Produktion ins Ausland gefährdet unsere Betriebe und erweist dem Tier- und Umweltschutz in Deutschland einen Bärendienst. Wir befinden uns ohnehin schon massiv im Umbruch und wünschen uns für die Zukunft wieder mehr Wertschätzung und Anerkennung unserer Arbeit für die Gesellschaft. ■



Foto: carwa.com

Der Ausbau der Ställe wird aktuell auch vom Gesetzgeber durch Bau- und Immissionsschutzrecht massiv ausgebremst.

Die Winter-Ausgabe war coronabedingt ausgefallen, deshalb war die Freude umso größer, dass zumindest ein Sommerfest stattfinden konnte: Bereits zum vierten Mal verwandelte sich am Freitag, 23. Juli 2021, der Schlosspark anlässlich der Philosophischen Soirée – einer Kooperation der Katholischen Akademie mit der Fachschaft der Hochschule für Philosophie München und deren Redaktionsteam der Zeitschrift *Die Funzel* – in eine außergewöhnliche Mischung aus diskutierenden Philosophie-Interessierten, Kunstinstallationen und Musik.

Das Thema der neuesten *Funzel*-Ausgabe heißt *Cosmos*, und so hieß es auf der Einladungspostkarte: „Aus der Versenkung schlittert man schon mal aufs Glatteis der Idealisierung und landet – wo? Durch das Loch in der



Am Brunnen vor der Romano-Guardini-Bibliothek – im Toskana-Ambiente – fand eine der philosophischen Sessions der Soirée statt.

umfassend und divers ging es an verschiedenen Diskussionsplätzen im Park zu. So ging es etwa um die streitbare Zuschreibung von Geschlechterrollen oder

um die Rolle der Philosophie beim Studium und im Alltag. Daneben wurde auch ein kreativer Schreibworkshop zum Thema *Assoziatives Schreiben: Nähe* von drei Autorinnen des *Turtle Magazin(e)* angeboten. Nach etwa einer Stunde

eifrigem Austausch und Schreibens gab es eine kleine kulinarische Stärkung, dann folgte eine Lesung mit eigenen Texten der *Turtle-Magazin(e)*-Autorinnen.

Künstlerisch bestückt wurde das Gelände mit Gemälden von Justine Seibert

Das Thema der neuesten Ausgabe der Zeitschrift *Die Funzel* heißt *Cosmos*. Es stellt sich die Frage, ob kosmisches Leiden jetzt zum Lifestyle gehört.

am Teehaus sowie einer Video-Installation im Labyrinth; musikalisch gestaltet wurde der zweite Teil des Abends von DJ *NOT A PRODUCER* und dem Singer-Songwriter *emilk*.

Das Format hat sich inzwischen erfolgreich etabliert: Zwischen 150 und 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer finden sich jedes Mal im Schloss oder Schlosspark ein. Geplant sind schon eine Winterausgabe und auch wieder ein Sommerfest im Jahr 2022. ■

Philosophie und Kunst

Die vierte Ausgabe der Philosophischen Soirée

Matrix in der Zukunft? Gehört kosmisches Leiden jetzt zum Lifestyle? Oder machen wir uns damit selbst zu Gejagten nach dem Jagdhorn des Gedankens, der aus dem weißen Mammut Bettvorleger fertigt?“ Dementsprechend



Philosophieren lässt sich auch auf dem Rasen – die jungen Studierenden machen es sich bequem und diskutieren.

Rechts: Den kreativen Schreibworkshop *Assoziatives Schreiben: Nähe* boten drei Autorinnen des *Turtle Magazin(e)* auf der Soirée an.



Michael Kardinal Faulhaber

Das Tagebuch 1938 geht online

Bereits zum dritten Mal wurde in der Katholischen Akademie in Bayern die Online-Publikation eines Jahrgangs der Kardinal-Faulhaber-Tagebücher im Rahmen einer wissenschaftlichen Veranstaltung vorgestellt. Bei der Abendveranstaltung am 8. Oktober 2020 standen die Einträge für das Jahr 1938 im Mittelpunkt, in dem – neben der Pogromnacht

gegen jüdische Einrichtungen – auch die Verschärfung des Konflikts mit der katholischen Kirche stattfand. Professor Andreas Wirsching, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte, und sein Mitarbeiter Moritz Fischer stellten die Tagebucheinträge des Kardinals vor, die einige der zentralen Ereignisse beleuchteten.

Tagebücher online. Eine Einführung

von Stephan Höpfinger und Robert Walser

Michael Kardinal von Faulhaber, von 1917 bis 1952 Erzbischof von München und Freising, war eine führende katholische Persönlichkeit über fünf politische Systeme hinweg: Königreich Bayern, Weimarer Republik, NS-Staat, Besatzungszeit und die ersten Jahre der noch jungen Bundesrepublik. Bereits ab 1911, als er noch Bischof von Speyer – damals im linksrheinischen Teil des Königreichs Bayerns gelegen – war, bis zu seinem Tod führte er sehr sorgfältig Tagebücher, in denen er seine Gedanken zu politischen und kirchlichen Ereignissen, aber auch sehr persönliche Erlebnisse und auch Empfindungen und Gefühle eintrug: Die Aufzeichnungen bilden eine historische Quelle von großem Wert für kirchenpolitische aber auch sonstige historische Fragen.

Faulhabers Sekretär Johannes Waxenberger nahm nach dem Tod des Kardinals die Tagebücher an sich und

bewahrte sie auf. Durch eine Vereinbarung mit Kardinal Friedrich Wetter kamen sie nach dem Tod Waxenbergers in das Erzbischöfliche Archiv.

Nachdem die Hefte in den Bestand des Erzbischöflichen Archivs aufgenommen waren und für die Forschung gesichert werden konnten, begannen Überlegungen, wie das am besten geschehen könnte. Man entschied sich für eine Online-Ausgabe, um sie neben der Wissenschaft auch der interessierten Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen.

In einem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) 2013 genehmigten, seit 2014 geförderten und auf Jahre angelegten Projekt kooperieren dazu das Institut für Zeitgeschichte München/Berlin, das Seminar für Mittlere und Neuere Kirchengeschichte der Universität Münster sowie das Archiv des Erzbistums München und Freising. Geplant war und teilweise schon umgesetzt ist es, die Tagebücher Jahrgang für

Jahrgang in einer umfangreich kommentierten Leseversion im Internet zugänglich zu machen. Projektleiter sind die Professoren Hubert Wolf, Kirchenhistoriker in Münster, und Andreas Wirsching, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte in München.

Faulhaber war Erzbischof zur Zeit des Königreichs Bayern, der Weimarer Republik, des NS-Staates, in der Besatzungszeit und in den ersten Jahren der Bundesrepublik.

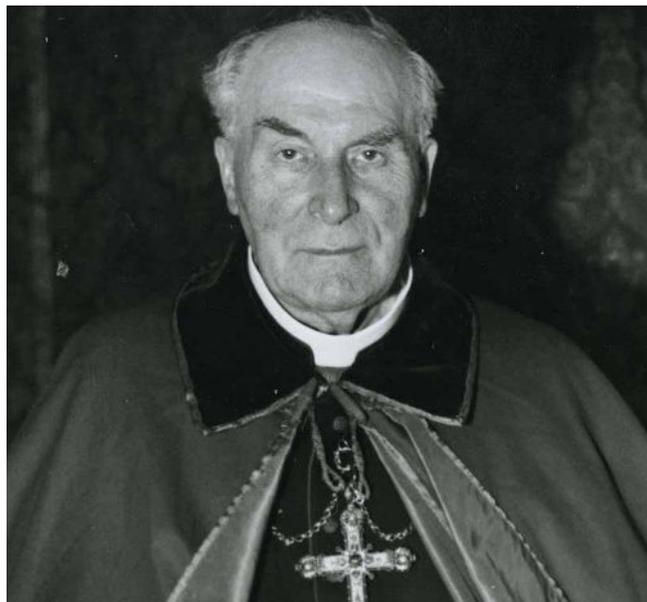
Die bereits online edierten Jahrgänge sind unter www.faulhaber-edition.de zu finden.

Praktisch von Anfang an war die Katholische Akademie in Bayern in das Tagebuch-Projekt eingebunden. Schon die vorbereitende interne Konferenz für das Editions-Projekt

der Faulhaber-Tagebücher fand am 6. Juni 2012 in der Katholischen Akademie in Bayern statt, in der die Auseinandersetzung mit Themen der Zeitgeschichte eine lange Tradition hat. Außerdem bestehen sehr gute persönliche und fachliche Kontakte zu allen Partnerorganisationen des Editionsprojekts. Und: Die Akademie galt bei den Kooperationspartnern als idealer Ort, das Projekt und dann die wissenschaftlichen Bewertungen der Eintragungen der Öffentlichkeit bekannt zu machen.

Seither fanden bei uns im Haus schon mehrere Sitzungen des Editionsbeirats mit Vertretern der DFG statt, die das Projekt laufend begutachten. Und so war

Verzweifelt versucht Faulhaber, die rechtswidrige Schließung der Ordensschulen und die Auflösung der katholischen Verbände abzuwenden.



Michael Kardinal Faulhaber, von 1917 bis 1952 Erzbischof von München und Freising

Foto: Erzbischöfliches Archiv München

res 1938 im Fokus, das ja besonders für die deutschen Juden neue Grausamkeiten bereit hielt und das auch im Verhältnis zwischen dem NS-Regime und der katholischen Kirche wichtige, sehr negative Entwicklungen mit sich brachte.

So steht im Zentrum der Tagebucheinträge des Kardinals zu Beginn des Jahres 1938 auch die gegen den Katholizismus gerichtete Politik des NS-Regimes. Verzweifelt versucht Faulhaber an der Spitze des bayerischen Episkopats, die rechtswidrige Schließung der Ordensschulen und die Auflösung der katholischen Verbände abzuwenden.

Die erneute Verhaftung von Pater Rupert Mayer durch die Gestapo im Januar und die sich häufenden Predigtverbote sorgen für Unruhe im katholischen Volksteil. Vor den Augen der Münchner Bevölkerung zeigt sich die Radikalität des Antisemitismus der Nationalsozialisten im Sommer beim Abriss der Hauptsynagoge im Herzen der Stadt und in der Pogromnacht vom 9./10. November. ■

es dann auch naheliegend, die Kooperationsveranstaltung, bei der der Startknopf gedrückt wurde und Teile der Jahrgänge 1918, 1919 und 1933 online gingen, bei uns durchzuführen. Das war im Oktober 2015. Die Tagebücher des Jahres 1945 wurden bei einer zweiten Veranstaltung im Februar 2019 der Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Und bei der dritten Veranstaltung der Reihe, am 8. Oktober 2020, deren Dokumentation Sie im Nachgang lesen, standen die Tagebücher des Jah-

PRESSE

■ Münchner Merkur

10./11. Oktober 2020 – Die nicht-getauften Juden, so Professor Andreas Wirsching, hingegen blendete Faulhaber aus. Sie sollten sich selbst helfen. Es gibt keine Anzeichen, dass Juden beim ihm Schutz suchten oder Faulhaber überhaupt eine Anstrengung dazu unternahm, wie er auch sorgsam jede öffentliche Anklage gegen die Judenverfolgung vermied.

■ Katholisch.de

10. Oktober 2020 – In den Tagebüchern haben die Forscher nicht viel zur Judenverfolgung gefunden, dagegen sehr viele Einträge zur Drangsalierung von Katholiken. Auch noch nach Kriegsende zieht der Kardinal häufig eine Parallellität zwischen beiden, was Wirsching angesichts des Holocausts zynisch vorkommt. Am Silvesterabend 1938 predigt der Kardinal im Münchner Liebfrauentempel weder über verfolgte Katholiken noch Juden, obwohl er um derlei Erwartungen weiß. Stattdessen spricht er 40 Minuten lang über „das Lied der neuen Zeit, die Einfachheit“. Immer noch glaubt er an die Möglichkeit einer Verständigung mit dem NS-Regime.

■ KNA

9. Oktober 2020 – Widerständigere Münchner Katholiken wie der Jesuit Rupert Mayer haben da schon fünf Monate im Gefängnis hinter sich. Für ihn, Mayer, bedeutet diese Silvester-Predigt eine Zäsur. Durch sie „war in meinem Herzen etwas gesprungen, was mich davon abhielt, mich dort noch einmal sehen zu lassen“, notiert der Ordensmann später. Seither habe er Faulhabers Vorgehen „in einer Reihe von Dingen einfach nicht mehr verstehen können“.

Kardinal Michael von Faulhaber und die Juden

von Andreas Wirsching

Heute Nacht die Synagoge in der Herzog-Rudolf-Straße niedergebrannt und die Fenster in den Auslagen der Judengeschäfte eingeschlagen.“ Sehr viel mehr findet man in Kardinal Faulhabers Tagebüchern nicht zur sogenannten Reichskristallnacht vom 9./10. November 1938. Sehr viel mehr findet man allerdings darüber, dass der Kardinal die Katholiken und nicht zuletzt sich selbst bedroht fühlte. Mancher radikale Aufruf hatte sich in München nämlich „gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen“ gerichtet. Damit schien die Gefahr für die Katholiken mindestens genauso groß wie für die Juden. Faulhaber betete unter anderem: „Custodi Domine a bestiis animas confitentes tibi“ (also etwa: „Beschütze, Herr, die Seelen, die Dich bekennen, vor den Raubtieren“), und notierte Anfang Dezember 1938: „Wir stehen am Anfang, nicht am Ende. Es wird wie heute gegen Juden, so gegen Katholiken gehen“. Dies ist eine immer wieder, auch nach dem Krieg gezogene Parallelität zwischen jüdischem und katholischem Martyrium. Aus heutiger Sicht wirkt diese Parallelität des „Wir haben gemeinsam gelitten“ nicht nur nicht überzeugend, sondern angesichts des Holocaust eher zynisch.

Kardinal Michael von Faulhaber ist eine der großen Gestalten des Katholizismus, zu denen es gehört, dass sich ihr Denken und Handeln nicht auf einen Nenner bringen

lassen. Im Gegenteil: Beides weist in vieler Hinsicht Widersprüche auf und bleibt einer tiefen Ambivalenz verhaftet. Das gilt in politischer Hinsicht, aber auch und gerade im Hinblick auf Faulhabers Haltung zu den Juden. Die Thematik ist schon viel verhandelt worden, und sie bildet gewissermaßen den Lackmустest für die umfassendere Frage, wie Faulhaber zum Nationalsozialismus und der NS-Diktatur stand.

Zunächst ist festzuhalten, dass der Kardinal vor 1933 und nach 1945 als dezidiertes Judenfreund galt. In doppelter Hinsicht lässt sich das beobachten: Zum einen wurde er von völkischen und rassenantisemitischen Gegnern wegen seiner „Judenfreundschaft“ phasenweise scharf attackiert. Zum anderen empfing er aus dem In- und Ausland warme Dankesworte von jüdischen Korrespondenten und Gesprächspartnern für seine Unterstützung. Unbestritten gab es für diese Wahrnehmung Faulhabers als Judenfreund gute Argumente und historische Belege. Näheres Hinse-

hen lehrt jedoch, dass sich diese Freundschaft alles andere als eindeutig darstellt. Vielmehr war Faulhabers Verhältnis zu den Juden wie auch zum Nationalsozialismus gekennzeichnet von einer leitmotivischen Uneindeutigkeit, die letztendlich auch eine innere Schwäche gegenüber der verbrecherischen NS-Diktatur erzeugt hat.

In drei Schritten möchte ich im Folgenden das Thema umkreisen. Erstens fragen wir, was genau Faulhaber zum „Freund der Juden“ machte (I); zweitens geht es um die klaren Grenzen und Schwächen seiner Position, die nach 1933 deutlich zu Tage traten (II). Schließlich möchte ich einige Interpretationsangebote diskutieren, wie die so ambivalente Haltung Faulhabers erklärt werden kann (III).

I.

Zunächst erinnern wir uns daran, dass Faulhaber Professor für Altes Testament gewesen war. Das heißt, er war ein Experte für die Geschichte Israels und den heilsgeschichtlichen Zusammenhang zwischen vorchristlichem Judentum und Christentum. Seine wissenschaftliche Tätigkeit begründete ein Grundinteresse, ja eine Grundsympathie für das Jüdische in der Geschichte. Irgendein Antisemitismus im Sinne eines biologisch begründeten Rassismus findet sich daher bei Faulhaber zu keinem Zeitpunkt. Auch ist in dieser Hinsicht sein Denken von einer klaren Kontinuität gekennzeichnet. So sprach er sich in den frühen 1920er Jahren, als der Münchner Antisemitismus auf einen Höhepunkt zusteuerte, mehrfach gegen antisemitische Übergriffe aus, was ihm wiederum von der völkischen Rechten persönliche Angriffe eintrug. Rassismus und Rassenhass waren, so der Kardinal, als zutiefst unchristliche Haltungen abzulehnen. Tatsächlich blieb er zunächst ein konsequenter Gegner des Nationalsozialismus, von dem er im November 1930 sagte, er sei „mit erschreckender Bestimmtheit [...] eine Häresie“ und mit dem christlichen Glauben nicht vereinbar.

Dazu passt es, dass Faulhaber eine treibende Kraft der 1928 gegründeten Priestervereinigung *Amici Israel* war.



Prof. Dr. Andreas Wirsching, Professor für Neuere und Neueste Geschichte, Direktor des Instituts für Zeitgeschichte

Faulhaber bemühte in seinen Tagebüchern immer wieder die auch nach dem Krieg gezogene Parallelität zwischen jüdischem und katholischem Martyrium.

Diese bemühte sich unter anderem darum, die Sentenz „Oremus et pro perfidis Judaeis“ aus den Karfreitagsföbitten zu tilgen. Und in dieser Kontinuität stand auch der vielleicht beröhmteste Ausweis, der Faulhaber seinen Ruf als Freund der Juden einbrachte: die Adventspredigten vom Dezember 1933. Deren Hintergrund waren die Bestrebungen der völkischen Rassisten, das Alte Testament aus dem Kanon des Christentums zu streichen. Die Völkischen for-

derten einen klaren Trennungsstrich zwischen Christentum und Judentum; Jesus sollte am besten zum Arier und zum Gewährsmann einer judenfreien, deutschen Religion werden.

Solchen Bestrebungen, die mit Hitlers Machtöbernahme neues Oberwasser erhalten hatten, trat Faulhaber ganz klar entgegen. In seinen Predigten betonte der Kardinal die sittlichen und sozialen Werte des Alten Testaments, vor allem aber den Gottesgedanken und die heilsgeschichtliche Bedeutung des Alten Testaments. Auch in seinem Tagebuch hielt Faulhaber fest, das „eigentliche Thema“ der Predigten sei gewesen: „Das Alte Testament und seine Erfüllung im Christentum“. Insofern galt es auch an der kanonischen Einheit von Altem und Neuem Testament festzuhalten.

Dass sich der frühere Professor für Altes Testament hier mit bemerkenswerten Aussagen exponierte, ist häufig betont worden und völlig zutreffend. Ende 1933 erforderte es intellektuelle Klarheit und persönlichen Mut, sich öffentlich für das Alte Testament und die dort niedergelegten jüdischen Glaubensbezeugungen auszusprechen. Die Adventspredigten hinterließen im In- und Ausland denn auch einen ungeheuren Eindruck, und noch nach Kriegsende erhielt Faulhaber viele Dankesbriefe. Seine Adventspredigten hätten vielen Juden Hoffnung gemacht, und befestigten mithin seinen Ruf als Freund der Juden.

Insofern bestätigen die Predigten das Bild Faulhabers als jemanden, der Rassismus und rassistischen Antisemitismus verurteilte und sich damit gegen den Nationalsozialismus stellte. Von den Adventspredigten führt auch eine klare Kontinuität bis zur Enzyklika *Mit brennender Sorge* von 1937, die Faulhaber bekanntlich entwarf und wo es unter anderem heißt: „Offenbarung im christlichen Sinn ist das Wort Gottes an die Menschen. Dieses gleiche Wort zu gebrauchen für die ‚Einflösterungen‘ von Blut und Rasse, für die Ausstrahlungen der Geschichte eines Volkes ist in jedem Fall verwirrend. Solch falsche Münze verdient nicht, in den Sprachschatz eines gläubigen Christen öberzugehen.“

Gleichwohl ist dies nur die eine Seite unseres Themas. Denn praktisch jede Äußerung Faulhabers zeigt auch jene

klar fassbaren Grenzen auf, die insgesamt betrachtet die Schwäche der katholischen Kirche im NS-Regime begründeten. Wo lagen nun diese Grenzen?

II.

Im Kern lässt sich diese Frage knapp beantworten: Faulhaber besaß keinen konsistenten Begriff von den Juden oder dem Judentum. Vielmehr differenzierte er den Begriff des Jüdischen in unterschiedliche Bestandteile: auf der einen Seite in Elemente, die sich problemlos in die katholische Lehre und Praxis integrieren ließen; auf der anderen Seite aber in solche Elemente, die der katholischen Lehre und Praxis entweder entgegenstanden oder in ihr keine Priorität besaßen. Insofern hat Faulhaber die Wirkung seiner pro-jüdischen Haltung immer wieder selbst relativiert und sie damit geschwächt. In typischer Weise trat dies beispielsweise zutage, als Faulhaber seine Verurteilung des Rassismus im Jahre 1923 zugleich relativierte, wenn er betonte, selbstverständlich wolle er nie das entschuldigen, „was in den letzten Jahren durch jüdische Revolutionäre und Wucherer am deutschen Volk und Volkswohl gesündigt worden ist“. Wahrscheinlich war es dem Kardinal nicht bewusst, dass er mit einer solchen Äußerung der antisemitischen Hetze im Gefolge der Münchner Revolution und der Räterepublik kritiklos aufsaß und sie – gleichsam mit katholischem Segen – verstärkte. Aber dies lag durchaus in der Logik seiner längerfristigen Anschauungen öber die Juden.

So wurden Faulhabers Grenzen im Hinblick auf eine pro-jüdische Stellungnahme bereits in seiner Frühzeit sehr deutlich, als er nämlich 1898 eine Reise nach Palästina unternahm. In seiner Autobiographie – die auf Tagebuchaufzeichnungen beruht – verarbeitete er unter anderem seine Beobachtungen an der Klagemauer. „Wir haben sie beobachtet, etwa 40 Frauen und 10 Männer, als sie, die Stirn an die Quadersteine drückend, ihre litaneiähnlichen Gebete in die Mauer hineinmurmelten und hineinweinten. Das ehemals auserwählte Volk wandert seitdem ohne Rast und Ruhe öber die Erde, und immer wieder erfüllt sich das Strafgericht, das seine Väter herausgefordert haben mit dem Wort: Sein Blut komme öber uns und unsere Kinder.“

Hier bricht der ganz klassische, religiös begründete Antisemitismus bzw. Antijudaismus hervor, wie er im christlichen Europa öber Jahrhunderte hinweg bekannt war. Auch in den Adventspredigten taucht er auf, wenn Faulhaber dort nämlich ganz bewusst und explizit die Grenzen zog: Seine Predigten galten, so hob er hervor, ausschließlich dem vorchristlichen Judentum. Die nachchristlichen und gegenwärtig lebenden Juden schloss der Kardinal dagegen aus seiner Reflexion aus: „Nach dem Tode Christi wurde Israel aus dem Dienst der Offenbarung entlassen. Sie hatten die Stunde der Heimsuchung nicht erkannt. Sie hatten den Gesalbten des Herrn verleugnet und verworfen, zur Stadt hinausgeföhrt und ans Kreuz geschlagen. Damals zerriß der

Seine wissenschaftliche Tätigkeit begründete ein Grundinteresse, ja eine Grundsympathie für das Jüdische in der Geschichte.

Der Kardinal hat die Wirkung seiner pro-jüdischen Haltung immer wieder selbst relativiert und sie damit geschwächt.



Tagebücher im Online-Teil

Die Dokumentation dieser Tagung wird im Online-Teil des Heftes vertieft. Sie finden dort von [Seite 57–60](#) das Referat von Moritz Fischer. ■

Vorhang im Tempel auf Sion und damit der Bund zwischen dem Herrn und seinem Volk. Die Tochter Sion erhielt den Scheidebrief, und seitdem wandert der ewige Ahasver ruhelos über die Erde [...]. Für unsere Adventspredigten aber handelt es sich nur um das vorchristliche Judentum.“

Hier ist nicht der Ort, ausführlicher über das Verhältnis von religiösem Antijudaismus und „modernem“ Rassenantisemitismus zu sprechen. Klar wird aber, dass Faulhaber den traditionellen Stereotypen des religiösen Antisemitismus verhaftet blieb. Tatsächlich war er – wie die katholische Kirche im Allgemeinen – schlecht gerüstet für eine wirkliche Opposition gegenüber dem brutalen Aufbruch des nationalsozialistischen Rassenantisemitismus, der Deutschland mit dem 30. Januar 1933 erfasste. Die Entrechtung und Verfolgung der Juden durch das NS-Regime begannen jetzt sehr rasch. Ihren ersten Höhepunkt erreichten sie im April 1933, als das Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums verabschiedet wurde und der sogenannte „Judenboykott“ für internationale Schlagzeilen sorgte. Aber um Faulhabers Positionen zu verstehen, müssen wir kurz etwas weiter ausholen.

Bereits Raul Hilberg hat die Definition dessen, was als Jüdisch zu gelten habe, als den notwendigen ersten Schritt auf dem Weg zur Vernichtung bezeichnet. Wie aber sollten die Juden in Deutschland, später auch im besetzten Europa, definiert werden? Definiert, um sie bürokratisch erfassen, verfolgen und entrechten, schließlich deportieren und ermorden zu können? Selbst die hartgesottesten Rassisten mussten erkennen, dass es kein biologisches Kriterium gab, mit dem man streng objektivierbar die Zugehörigkeit eines Menschen zur „jüdischen Rasse“ hätte nachweisen können.

Was blieb, war allein der Rückgriff auf die Religionszugehörigkeit. Sie war standesamtlich verifizierbar, damit objektivierbar und wurde bereits zur Grundlage des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums und dann vor allem der Nürnberger Rassengesetze von 1935. Die jüdische Religionszugehörigkeit wurde für die Definition eines „Juden“ fortan auch dann entscheidend, wenn schon seine Eltern zum Christentum konvertiert waren. Besaß ein deutscher Staatsbürger drei oder vier Großeltern mit jüdischer Religionszugehörigkeit, so definierte ihn das Regime als „Juden“. Mit zwei oder einem Großelternanteil galt er als „Mischling“ ersten oder zweiten Grades. Über das komplexe und häu-

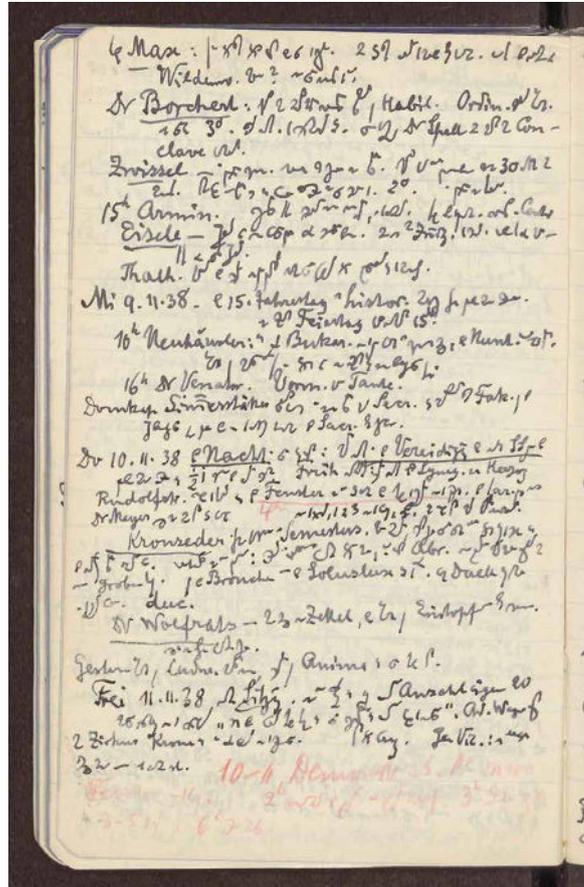
fig tragische Schicksal der „Mischlinge“ sei hier nicht weiter gehandelt.

Entscheidend war aber, dass das Merkmal der (gegebenfalls bloß großelterlichen) Religionszugehörigkeit im NS-Regime unentrinnbar wurde. Auch eine Konversion zum Christentum änderte daran nichts. Unzählige Christen, deren Eltern bereits vom jüdischen Glauben zum Christentum übergetreten waren, hatten sich taufen lassen, aber die NS-Rassengesetzgebung kannte keine Konversion. Vielmehr wurde im Nationalsozialismus das Merkmal der Religionszugehörigkeit rassistisch genutzt und umgeprägt. Die sogenannten nichtarischen Christen waren daher dem gleichen Verfolgungsdruck ausgesetzt wie jüdische Religionsangehörige.

Dieser Hintergrund war für Faulhabers Haltung entscheidend: Die rassistische Umprägung des Religionsmerkmals lehnte er kompromisslos ab. Getaufte Juden waren ohne Abstriche als Christen anzusehen und nicht „nach rein biologischen Gesichtspunkten“ als Juden zu betrachten. Sie waren nach 2. Kor. 5,17 durch die Taufe „ein neues Geschöpf“, ein wirkliches Kind der Kirche Gottes geworden“. Der getaufte Jude hatte damit das Recht erworben, als Christ und nicht mehr als Jude behandelt und „wenigstens nicht an die antisemitischen Feinde ausgeliefert zu werden“. Darüber jedoch, was mit den nicht getauften deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens passieren würde, schwiegte sich Faulhaber aus; und auch die Enzyklika *Mit brennender Sorge* lässt sich nahtlos in diese Leitlinie einordnen.

Dass auf solchem Boden keine öffentliche Solidarität mit den verfolgten Juden gedeihen konnte, liegt auf der Hand. Wenn Faulhaber sich öffentlich äußerte, dann unterschied er peinlich genau zwischen nichtarischen Katholiken und Juden. Für letztere, d. h. für die jüdischen Deutschen, gab es aus seiner Sicht eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder sie wurden Christen und waren dann „viel mehr Christen als die geborenen Christen“; oder sie blieben als Juden ihrem Glauben treu. Sein Resümee lautete: Die Juden „sind eben deutsch oder sie sind heimatlos“.

Diese Unterscheidung zwischen getauften Juden – die damit aufhörten, Juden zu sein („Hier ist nicht Jude, nicht Grieche“, Galater 3,28) und „deutsch“ wurden – und nicht getauften Juden wurde zur entscheidenden Leitlinie Faulhabers und mit ihm der katholischen (wie auch größtenteils der evangelischen) Kirche insgesamt. Diese Haltung erlaubte es



Das Faksimile des Tagebucheintrags vom 9. November 1938. Zum Angriff auf die Synagogen findet sich darin nichts. *Signatur: Erzbischöfliches Archiv München, Nachlass Faulhaber 10018, S. 134*



Julius Kiendl, wie Moritz Fischer Mitarbeiter im Editionsteam, las bei der Veranstaltung einige Einträge aus den Tagebüchern vor.

Rechts: Vermutlich in Rom entstand dieses Foto von Kardinal Faulhaber (li.) mit den Kardinälen Adolf Bertram (Mi.), dem Erzbischof von Breslau, und Theodor Innitzer, dem Erzbischof von Wien.



Foto: Erzbischöfliches Archiv München

einerseits, mehr oder minder massiv gegen die Rassenideologie des NS-Regimes Stellung zu beziehen, *ohne* sich zugleich für die nicht getauften Juden sichtbar einzusetzen. Anders gesagt: Empathie und Einsatz für die „nichtarischen Christen“ ja, nicht aber für die Juden.

Tatsächlich wurde Faulhaber früh für die „katholischen Juden“ aktiv und trug bereits im April 1933 die Sache dem bayerischen Reichsstatthalter von Epp vor. Im Verlauf des Jahres 1933 suchten „nichtarische“ Katholiken bei Faulhaber mehr als einmal Hilfe oder zumindest Trost angesichts ihrer Situation. Die Tagebucheinträge des Kardinals zeigen, dass ihn die seelische Qual der Betroffenen belastete und er seelsorgerische Hilfe leistete. Drei Jahre später, kurz nach Erlass der *Nürnberger Rassengesetze*, unterzog Faulhaber die Problematik einer systematischen Betrachtung. Wie schon zuvor verwarf er die Rassengesetzgebung, allerdings nur im Hinblick auf die getauften Juden.

Zwar habe der Staat das Recht, „gegen Auswüchse des Judentums in seinem Bereich vorzugehen, im besonderen, wenn die Juden als Bolschewisten und Kommunisten die staatliche Ordnung gefährden. Für jene Juden aber, die zur katholischen Kirche übertreten [...], kann der Staat die beruhigende Sicherheit haben, daß es sich nicht um Kommunisten oder Bolschewisten handelt.“ Diese Dichotomisierung der jüdischen Deutschen, die ihre Anleihen an der NS-Propaganda nicht verbergen konnte, blieb für Faulhaber die Leitlinie. Das Ergebnis war eine Art doppelter Moral: Während Faulhaber 1933 sich für nichtarische Christen einsetzte, war er der Auffassung, die jüdischen Deutschen „könnten sich selber helfen“ und versagte sich in ihrer Richtung zu einem Zeichen der Solidarität.

Das änderte sich auch dann nicht, als im Herbst 1941 die Deportation der deutschen Juden begann. Sie belastete Faulhaber. Szenen, „die in der Chronik dieser Zeit einmal mit den Transporten afrikanischer Sklavenhändler in Parallele gesetzt werden“, spielten sich beim Abtransport der „Nichtarier in brutaler Form und unter unmenschlichen Auflagen“ ab, so notierte er. Nach eigener Aussage wurde der Kardinal von zahlreichen katholischen Laien gefragt, ob die deutschen Bischöfe in dieser Situation nicht etwas für die Bedrängten tun könnten.

Faulhabers Reaktion war charakteristisch und völlig konsistent zu seinem früheren Verhalten: „Ein Eintreten für die Nichtarier im allgemeinen“ lehnte er ab. Wohl aber hielt es Faulhaber für die Pflicht der Bischöfe, sich für die „nichtarischen“ Katholiken einzusetzen, und regte bei Kardinal Bertram eine entsprechende Eingabe „an höchster Stelle“ an. Denn der Episkopat müsste sich auf die Tatsache berufen, „daß es sich hier um [neue Kreaturen], um wirkliche Katholiken und Angehörige der Kirche handelt, als deren geistige Väter die Bischöfe bestellt sind.“ Eine solche Eingabe kam indes nicht zustande, und nach Kriegsende bedauerte es Faulhaber, dass er „den Abtransport nicht verhindern“ konnte.

Mithin unterschied Faulhaber auch hier peinlich genau zwischen Juden und „nichtarischen“ Katholiken. Das Schicksal Letzterer ging ihm nahe, auch wenn er sich für sie überwiegend „nur“ seelsorgerlich einsetzte. Zwar wird im Kontext der Münchner Judendeportation über einen Fall berichtet, bei dem der Kardinal eine nichtarische Christin in einem Kloster habe unterbringen lassen. Aber dieser Hinweis beruht lediglich auf einem mündlichen Zeugnis *ex post*. Und Einsätze für jüdische Religionsangehörige sind von Faulhaber ohnehin nicht belegt. Faulhaber wollte nicht erkennen, dass sich die verbrecherische Stoßrichtung des rassistischen Regimes gegen die Juden insgesamt richtete, ob getauft oder nicht.

Das dezidierte Nicht-Engagement für die 1933 entrechteten, bald verfolgten, schließlich deportierten Juden in Deutschland (von den europäischen Juden gar nicht zu reden) war für die überwältigende Mehrheit der Christen in Deutschland während der NS-Zeit charakteristisch. Innerhalb des deutschen Episkopates provozierten die damit verbundenen Fragen im August 1940, auf einer Sitzung der Fuldaer Bischofskonferenz, eine erbitterte (und bittere) Auseinandersetzung. Insbesondere der Bischof von Berlin, Konrad von Preysing, kritisierte den Harmoniekurs des Kardinals Bertram, des Vorsitzenden der Fuldaer Bischofskonferenz. Faulhaber fehlte hier aus gesundheitlichen Gründen. In gewisser Weise war dies symbolisch für eine Haltung, die das Beste wollte, in der hermetisch abgegrenzten Perspektive auf das Eigene jedoch irrte und das Naheliegende nicht sah.

III.

Wie aber lassen sich die offenkundige Ambivalenz und auch die Grenzen in der Haltung Faulhabers zu den Juden erklären? Die Aufspaltung des Begriffs vom Jüdischen in vor- und nachchristlich und in jüdisch und nichtarisch-katholisch ist zweifellos das wichtigste Element. Es kommen aber mindestens vier weitere Aspekte dazu, die eine verstärkende Wirkung ausübten.

Erstens schlug das Selbstverständnis Faulhabers zu Buche, das sich einer „unpolitischen“ Haltung verpflichtet sah. „Aus dem Politischen soll man mich draußen lassen. Ich wiederhole [...] das immer wieder“ – vertraute Faulhaber 1933 seinem Tagebuch an. Im Prinzip waren Geistliche für ihn nicht politisch tätig, und auch katholische Verbände und Initiativen sollten „grundsätzlich unpolitisch sein und bleiben“. Auch nach dem Krieg, im Juni 1945, blieb Faulhaber der Auffassung treu, die „Geistlichen sollten sich nicht mit Politik befassen“. Diese Einstellung entsprach zwar einer katholischen Praxis, die sich hauptsächlich zur Seelsorge aufgerufen sah. Faktisch freilich glich sie einer Lebenslüge. Sie entsprang der konservativen ideologischen Konstruktion einer über den politischen Parteien thronenden, „unpolitischen Politik“.

Spätestens dann nämlich, wenn politisches Handeln erforderlich wurde, war es mit der Fiktion einer unpolitischen Haltung notwendig vorbei. Das galt erst recht für einen Kardinal wie Faulhaber, der, ob er es wollte oder nicht, eine eminent politische Rolle spielte und sich auch nicht scheute, politisch relevante Positionen zu beziehen. Bereits die analytische Trennung der deutschen Bevölkerung in Juden, nichtarische Christen und deutsche Katholiken war unter den Bedingungen der NS-Diktatur hochpolitisch. Indem Faulhaber dieses ihm zufallende politische Mandat nicht annahm, konnte er auch keine nachdrückliche politische Stimme entwickeln.

Zweitens ergab sich aus einer solchen Haltung ein Übermaß an Taktik und taktisch bedingtem Lavieren. Wie ein roter Faden durchzog die Diskussionen in der Bischofskonferenz die Unklarheit, aber auch ein fortbestehender Dissens darüber, ob und in welchem Sinne man wegen der Verfolgung der Juden mit einem klaren Wort an die Öffentlichkeit gehen sollte. Die Streitigkeiten und Unsicherheiten über die einzuschlagende Taktik haben das politisch mögliche Gewicht der Kirche von vornherein stark gemindert und geschädigt.

Dieser Hang zum Taktieren hatte allerdings **drittens** einen Grund, der in historischer Erfahrung lag. Dies waren der Kulturkampf der Bismarckzeit und die damals aus allen Rohren einsetzende „Jesuitenhetze“. Immer wieder taucht bei den Bischöfen und bei Faulhaber persönlich die Furcht auf, durch allzu forsches Auftreten in der Öffentlichkeit selbst den Hass der Herrschenden auf sich zu ziehen und damit selber – wieder – zum Objekt der Verfolgung zu werden. Sich im Nationalsozialismus öffentlich für die Juden einzusetzen, hielt der Kardinal daher letzt-

endlich für inopportun oder sogar für gefährlich. Denn damit würde die Stellung der katholischen Kirche gegenüber dem Regime unterminiert und die verbliebenen Möglichkeiten, zu verhandeln, geschmälert. Dies blieb die Leitlinie. „Wir könnten den Gegnern der Kirche keinen größeren Gefallen tun“, so notierte Faulhaber Ende März 1943, „als jetzt große Kanonen auffahren“. Das schrieb er aber im selben Atemzug, in dem er über einen Hirtenbrief der niederländischen Bischöfe berichtet, der sich gegen „die Ermordung der Juden“ richtete. Kein Dokument könnte die innere Schwäche des deutschen Katholizismus in dieser Frage deutlicher dokumentieren.

Am wichtigsten ist aber **viertens** vielleicht noch etwas anderes, womit Faulhaber und die Katholische Kirche natürlich im Mainstream der deutschen Gesellschaft standen. Sie hatten nämlich immer „Wichtigeres“ zu tun, als den Juden zu helfen. Als der Regensburger Priester Alois Wurm Faulhaber im April 1933 nachdrücklich dazu aufforderte, öffentlich gegen Judenhetze und Judenboykott Position zu beziehen, winkte der Münchner Kardinal ab. Zwar stimmte er zu, das Vorgehen gegen die Juden sei „derart unchristlich, daß jeder Christ, nicht bloß jeder Priester, dagegen auftreten müßte“. Aber die kirchlichen Oberbehörden hätten sich mit „wichtigeren Gegenwartsfragen“ auseinanderzusetzen. „Denn Schule, der Weiterbestand der katholischen Vereine, Sterilisierung sind für das Christentum in unserer Heimat noch wichtiger, zumal man annehmen darf, und zum Teil schon erlebte, daß die Juden sich selber helfen können, daß wir also keinen Grund haben, der Regierung einen Grund zu geben, um die Judenhetze in eine Jesu-

itenhetze umzubiegen.“ Zugespitzt formuliert war sich der Katholizismus selbst immer der Nächste. Auch Faulhaber hatte stets anderes und Wichtigeres zu tun, als eine eindeutige, menschenrechtlich (und damit christlich) fundierte Gegenposition zu den nationalsozialistischen Verbrechen aufzubauen und diese öffentlich kundzutun.

Wenn es aber um theologische und kirchenrechtliche Fragen sowie um die Verteidigung der Kultfreiheit ging, wusste der Münchner Kardinal hingegen eine eindeutige, kompromisslose Sprache zu sprechen. Politisch dagegen trieben ihn andere Prämissen in eine geradezu überraschende Blindheit, was die ganz grundsätzliche verbrecherische Signatur des NS-Regimes betraf. Und vor diesem Hintergrund verblassten selbst Faulhabers für sich genommen starke und mutige Worte in ihrer moralischen Substanz. Sie mochten zwar im katholischen Binnenraum Eindruck machen, gegenüber der NS-Diktatur stellten sie aber nur eine schwache Rüstung dar. ■

Faulhaber formulierte, dass die kirchlichen Oberbehörden sich mit „wichtigeren Gegenwartsfragen“ als der Judenverfolgung auseinanderzusetzen hätten.



Das Referat von Professor Andreas Wirsching steht als Audio im YouTube-Audiokanal der Katholischen Akademie in Bayern sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Audio. (Das Audio finden Sie auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Armin Nassehi, einer der bekanntesten deutschen Soziologen, analysiert in unserem Video-Gespräch mit dem Titel *Wie verändert Corona unsere Gesellschaft?* die Auswirkungen der Pandemie auf eine Fülle von einzelnen Bereichen. Und der Professor an der Münchner LMU beschreibt schon darin einen entscheidenden Punkt. Denn er sieht keine

ihn auch etwas Beruhigendes: „Die Strukturen sind stabil und halten auch Krisen aus.“

Die Krise, deren ungewöhnliche Schärfe der Soziologe in dem Video-Gespräch, das auf dem YouTube-Kanal der Katholischen Akademie zu sehen ist (eine Hörfassung findet sich im Audio-Kanal), in keiner Weise kleinredet, habe die schon vorhandenen Defizite in vielen Bereichen weniger verschärft als

vielmehr sichtbar gemacht. Als ein Beispiel nennt Nassehi die Gesundheitsversorgung. Ärmere (und auch ältere) Menschen wurden durch *Covid 19* häufiger und schwerer krank. Die Gründe liegen an schlechterem Zugang zu medizinischer Ver-

sorgung, weniger Informationen, beengten Wohnverhältnisse und Jobs, die sie hindern, sich vorsichtshalber zu isolieren. In diesem wie in anderen Bereichen gelte: Was früher schon vermutet wurde, sei jetzt klar sichtbar.

Während viele Sektoren der Wirtschaft, kleine Unternehmen, Solo-Selbstständige, natürlich freie

Die Politik musste entscheiden, ob sie mehr auf Regeln und Verordnungen setzte oder auf mehr Eigenverantwortung der Menschen.

Künstler und auch Gastronomie und Handel, schwer gebeutelt wurden und werden, habe die Industrie ein gutes Jahr 2020 erwischt, so Nassehis Einschätzung der ökonomischen Pandemiefolgen. Staatliche Stützungsmaßnahmen für große Unternehmen seien geschickt genutzt worden, unter anderem, um strukturelle Reformen in einzelnen Unternehmen anzugehen. Und die Mehrheit der Experten, so seine Einschätzung, gehe von einer recht schnellen Wiederbelebung aus.

Auch die Politik habe nicht so schlecht agiert, wie oft kritisiert werde. Viele Akteure mussten sich absprechen und es musste vor allem geklärt werden, wie sich Entscheidungen überhaupt durchsetzen lassen: Setzt man auf Eigenverantwortung oder auf Regeln? Ihm persönlich, so sein Eingeständnis, sei im Verlauf der Pandemie immer klarer geworden, dass es nicht genug bringe, auf die Einsicht

Wie verändert Corona unsere Gesellschaft?

Ein Blick auf die vielen Aspekte der Pandemie

eigentliche Gesamtkrise, weil die Sektoren unserer Gesellschaft – unabhängig von der Pandemie – nur mehr in einem sehr prekären Zusammenhang unter einander stehen. „Die moderne Gesellschaft hat kein operatives Zentrum mehr“, so Nassehi. Alles könne aus allen Richtungen betrachtet und von verschiedensten Interessen her gesteuert werden.

In dem knapp 45-minütigen Gespräch von Studienleiter Dr. Johannes Schießl befragt, zieht der Soziologe bereits zu Beginn ein vorläufiges und von ihm vorsichtig positiv bewertetes Fazit: Auch Corona habe die gesellschaftlichen Strukturen nicht grundlegend verändert. Das möge für manche ein bisschen ernüchternd sein, so Armin Nassehi, habe aber für

Corona hat die gesellschaftlichen Strukturen nicht grundlegend verändert. Diese sind stabil und halten auch Krisen aus – eine erfreuliche Erkenntnis.



Homeoffice zum Wohlfühlen. Viele weniger Privilegierte hingegen mussten weiter in die Arbeit und setzten sich dadurch einer größeren Ansteckungsgefahr aus.



Foto: canva.com

Armin Nassehi sieht die Lockdown-Regelung als unbedingt nötig an, auch wenn gespenstisch leere Prachtstraßen die Folge waren. Hier hätte die Politik aber mehr erklären müssen.

zu setzen. Regelungen wie Lockdowns waren nötig; hier sieht der Soziologe sehr wohl Defizite bei der Politik. Sowohl die Vermittlung der Notwendigkeit als auch die Konsequenz bei der Durchsetzung habe er oft vermisst, meint Nassehi, der in einer Reihe von Politikberatungsgremien Mitglied ist.

Relativ positiv fällt Nassehis Blick auch auf Wissenschaft und Medien aus. Die Forschung habe nicht nur in unglaublich kurzer Zeit Impfstoffe entwickelt und zur Produktionsreife gebracht, auch habe man in dieser Zeit viel auf die Wissenschaft gehört, auf viele sehr unterschiedliche Stimmen, betont er. Viele haben gelernt, dass die Wissenschaft nicht einfach irgendwas weiß und man danach handeln könne. Vielen Menschen sei mittlerweile bewusst, dass die Forschung Irrtümer brauche, um voranzukommen.

Die interdisziplinäre Zusammenarbeit in geschützten Räumen, um Lösungen zu entwickeln, bevor diese

schon in der Frühphase öffentlich zerpfückt würden, sieht Nassehi allerdings als Desiderat. Da seien andere Länder wie Großbritannien und die USA viel weiter. Und sein ausdrückliches Lob gilt auch den

so sein Diktum. Kirche sei gefragt im Einsatz für die Kranken und Schwachen, diejenigen also, die aus den sozialen Strukturen gefallen seien. Und dafür gebe es viele gute Beispiele, lobt der Soziologe. ■



Prof. Dr. Armin Nassehi, Professor für Soziologie an der LMU München (li.), beantwortet im Video die Fragen von Akademie-Studienleiter Dr. Johannes Schießl.

Die Wissenschaft braucht geschützte Räume für interdisziplinäre Zusammenarbeit, um Lösungen zu entwickeln, bevor sie in der Öffentlichkeit diskutiert werden.

Medien: „Deutschland ist führend, was die Informationspresse angeht!“

Zum Abschluss auch nach der Performance der Kirchen in der Krise befragt, meint Nassehi, dass der Vorwurf, die Kirchen seien viel zu leise gewesen, am Kern der Sache vorbei geht. „Es ist nicht wichtig, laut zu sein, sondern richtige Sätze zu sagen und vor allem das Richtige zu tun“,

Das vollständige Gespräch mit Armin Nassehi finden Sie als Video auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. Sie finden das Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Erich Garhammer trifft Marion Poschmann

Literatur im Gespräch

Eine Einführung, eine Lesung und ein Gespräch bildeten den Dreiklang unseres Literaturabends am 20. Juli 2021. Prof. Dr. Erich Garhammer hatte die vielfach ausgezeichnete Schriftstellerin Marion Poschmann zu Gast. 50 Literaturfreundinnen und -freunde – mehr durften noch nicht in unseren

Vortragssaal – waren der Einladung ebenfalls gefolgt und freuten sich ganz besonders über die Lesung aus dem Roman *Die Kieferninseln*. Eine Neuerung gab es noch: die *Kasse des Vertrauens*, in die die Besucherinnen und Besucher ihren Eintrittspreis einfach einwarfen.

Sie ist eine Grenzgängerin

von Erich Garhammer

Ich könnte Ihnen heute Marion Poschmann biografisch vorstellen: Sie ist 1969 in Essen geboren, studierte Germanistik, Slawistik und Philosophie und lebt heute in Berlin. Ich könnte Ihre Werke vorstellen: die Romane *Baden bei Gewitter* (2002), *Die Sonnenposition* (2013) oder *die Kieferninseln* von 2017, aus dem sie heute lesen wird. Oder ihre Gedichtbände: *Geistersehen* (2010), *Geliehene Landschaften* (2016) oder *Nimbus*, Gedichte von 2020.

Ich könnte Ihre Auszeichnungen und Preise aufzählen: Es sind nicht wenige. Studienleiter Michael Zachmeier hat bereits darauf hingewiesen. Aber was wüssten Sie dann über sie: etwas, was ihr gar nicht so recht ist. Eine festschreibbare Identität oder gar eine literarische Biografie, die nach geplanter Karriere schmeckt. Ich möchte Marion Poschmann anders vorstellen: mit einer Metapher. Keine positivistische Sprache wird ihr gerecht, sondern eine literarische.

Marion Poschmann ist eine Grenzgängerin. Ihre erste Grenze ist die Grenze durch ihr Kinderzimmer, die Sprachgrenze zwischen rheinländisch und westfälisch. Die Stadt Essen gehört

zum Rheinland, Bochum zum Ruhrgebiet. Sehr früh macht sie die Erfahrung von Zweisprachigkeit und Mehrdeutigkeit.

Nicht von ungefähr hat sie neben der Philosophie ein Sprachstudium gewählt: Germanistik und Slawistik. Aber sie ist nicht Lehrerin geworden, sondern Grenzgängerin der Sprachen: Von 1997 bis 2003 hat sie das Fach Deutsch im Rahmen des deutsch-polnischen Grundschulprojekts *Spotkanje* unterrichtet. Spotkanje heißt Begegnung. An der polnisch-brandenburgischen Grenze lernen seit April 1994 in 60 Grundschulen Kinder ab der dritten Klasse freiwillig die Sprache des Nachbarlandes.

Grenze ist ein Lehnwort aus dem Slawischen: „granica“. Sie beschreibt den Ort, an dem man sich heimisch fühlt, vielleicht aber auch begrenzt und eingeschränkt. Deshalb bedarf es des Grenzgehens: „Ich habe einige Jahre als Grenzgängerin gearbeitet. Ich bin einmal in der Woche von Berlin nach Polen gependelt und habe in zwei kleinen Dorfschulen nahe der Oder Deutschunterricht gegeben.“ Poschmann erfährt dabei eine Identitätsveränderung: Als Frau durfte sie nicht selbst die Tür öffnen, wenn ein Mann in der Nähe



Prof. Dr. Erich Garhammer, Professor em. für Pastoraltheologie an der Universität Würzburg, stellte Marion Poschmann vor, in literarischer Sprache.

war, zudem wurde sie mit Handkuss begrüßt. Auch ihr Äußeres musste sie verändern: Sie musste zur Dame mutieren, denn ihr eher geschlechtsneutrales Äußeres, praktisch und unglamourös, wurde für das pädagogische Arbeiten als ungeschicklich empfunden.

Für den literarischen Grenzgänger sind drei Eigenschaften nötig: Hingabe, Selbstvergessenheit und Leichtigkeit. Er bringt dadurch auch andere sprachlich über die Grenze. Nicht von ungefähr überschrieb Poschmann ihre Poetikvorlesungen an der Universität Duisburg-Essen 2015 *Die Kunst des Überschreitens*. Man darf darin das Wort „Transzendieren“ ruhig mithören.

Auch beim Schreiben bringt man sich an eine Grenze: an die Grenze zwischen Fiktion und Realität. Aufgabe der Schriftstellerin könnte es sein, die Leser/innen über die Grenze zu bringen in eine andere Existenzform hinein mit Hilfe der Sprache, die geformt ist und formbar. Marion Poschmann glaubt an die Schönheit von Sprache. In der Begegnung mit dem Schönen verliert das Ich seine Fassung, die Distanz, den Neutralitätszwang. Ein schöner Roman ist für sie kein Schimpfwort oder ein Klischee mit Kitschverdacht, der schöne Roman ist ein Mordwerkzeug für das satte Ich, das nur an sich selbst glaubt. Der schöne Roman zieht einem den Boden unter den Füßen weg: Er lässt aber nicht fallen, sondern schweben.

Marion Poschmann ist auch Grenzgängerin zwischen den Gattungen; immer wieder wird ihr vorgehalten, sie schreibe Lyrik und Prosa. Man könne aber nur eine Gattung wirklich beherrschen. Aber sie will nichts beherrschen, die Sprache literarischer Gattungen schon gleich gar nicht. Für sie ist Literatur – Lyrik genauso wie Prosa – Grenzüberschreitung, Grenzüberschreitung zwischen Innen und Außen: „Meine Texte sind ins Äußere gewendete Innenräume.“ Ästhetische Erfahrung bringt nicht nur den Verstand an seine Grenzen, sondern auch Gattungsgrenzen ins Wanken.

Einen solchen Grenzgang unternimmt Marion Poschmann heute mit uns mit ihrem Roman *Die Kieferninseln*. Sie ist tief eingetaucht in die japanische Ästhetik bei einem Studienaufenthalt in Kyoto. Sie hat ihrem Roman ein Motto von Matsuo Basho vorangestellt: „Wenn du etwas über Kiefern wissen willst, geh zu den Kiefern“.

Das ganze Zitat lautet: „Geh zur Kiefer, wenn du etwas über Kiefern lernen willst, oder zum Bambus, wenn du etwas über Bambus lernen willst. Und wenn du das tust, musst du von der Beschäftigung mit dir selbst ablassen. Sonst drängst du dich dem Gegenstand auf und lernst nichts. Dein Gedicht entsteht von selbst, wenn du und der Gegenstand eins werden, wenn

du tief genug in ihn eingetaucht bist, um darin etwas wie ein verborgenes Schimmern zu sehen. Wie gut dein Gedicht immer formuliert sein mag, wenn dein Gefühl nicht natürlich ist, wenn der Gegenstand und du getrennt bleiben – dann ist dein Gedicht keine wahre Dichtung, sondern nur deine subjektive Fälschung.“

Man wird nicht zu viel behaupten, wenn man feststellt: In diesen Sätzen verbirgt sich das poetologische Credo von Marion Poschmann.



Schriftstellerin und Literaturkenner im Gespräch: Marion Poschmann liest aus *Die Kieferninseln* und unterhält sich mit Erich Garhammer.

Meine Damen und Herren, schön, dass diese Lesung heute stattfinden kann. Wir mussten sie mehrmals verschieben. Sie kennen die Gründe. Schön, dass diese Lesung in Präsenz stattfinden kann mit der Autorin und mit Ihnen als Publikum. Die Kostbarkeit der Autorenlesung wird uns dadurch neu bewusst: Manche zweifeln ja an der Zeitgemäßheit dieses Formats. Ich kann doch ein Buch auch allein lesen, da brauch ich niemanden anderen dazu.

Licht an – so überschrieb die SZ eine Serie im Lockdown der Adventszeit 2020, die dann weit ins neue Jahr reichte. Besonders beeindruckt hat mich der Text der Schriftstellerin Theresia Walser. Sie fragte: Wie werden sie überleben, die Autoren, die Ensembles, die Musikerinnen und Musiker. „Das digitale Theater tröstet mich kaum. Ich sitze davor, und je mehr ich will, dass es mir gefällt, desto mehr kriege ich den Gedanken nicht los: Ich kann ohne Publikum kein Publikum sein. Als gehöre eben alles dazu: das Gerempel, der Ellenbogen, die Berührung mit fremden Knien, das Schnauben und Schnäuzen, Schlucken, Rascheln. Und jene Stille, die man alleine nie hinkriegt.“

Um diese Stille, um diese Innerlichkeit in einer äußerlichen Veranstaltung geht es. Um die Berührung mit mir selbst – in Kontakt mit anderen. Keine Sorge, wir halten die Hygieneregeln ein bei der heutigen Veranstaltung. Und doch ist es ein Ereignis, wenn wir uns nur „eräugen“ können. Daher kommt das Wort „Ereignis“.

Schön, dass der Zauber der öffentlichen Lesung wieder möglich ist. Wir haben uns dazu eine Zauberin eingeladen.

Frau Poschmann wird aus ihrem Roman *Die Kieferninseln* lesen und ich werde dann mit ihr ins Gespräch kommen. Danach wird Frau Poschmann Ihre Bücher signieren.

Frau Poschmann, wir freuen uns auf Ihre Lesung! ■



Mit 50 Besucher*innen war der Saal voll – mehr durften noch nicht hinein.

Eine gewisse Geistesverwandtschaft war nicht zu leugnen zwischen der Frankfurter Theologin Dr. Sarah Rosenhauer und dem Philosophen Dr. Thomas Oehl aus München, als sich die beiden Nachwuchswissenschaftler*innen am Nachmittag des 1. Februars 2021 im Konferenzraum der Katholischen Akademie eingefunden hatten, um vor laufender Kamera – Publikum war wegen der Corona-Bestimmung leider nicht zugelassen – die alte Streitfrage neu aufleben zu lassen: Wie soll die Vernunft mit Wahrheitsansprüchen umgehen, die sich auf Offenbarung berufen? Und wie verhält sich wiederum der Glaube, der sich einem Offenbarungsgeschehen verdankt, zur Vernunft, die lediglich sich selbst verpflichtet ist?



Die von Akademiestudienleiter Dominik Fröhlich (li.) moderierte Diskussion mit Sarah Rosenhauer und Thomas Oehl wurde für den YouTube-Kanal der Akademie aufgezeichnet.

Philosophie und Offenbarung

Theologin und Philosoph im Gespräch

Meist lautet hier die Antwort, dass die Philosophie eine reine Vernunftdisziplin sei, zu deren Wesen es gehöre, die Autorität einer Offenbarung prinzipiell nicht als Voraussetzung zu akzeptieren. Philosophie trete damit als Gegenbewegung zu Religion und Theologie auf, die ihrerseits den Anspruch einer geschenkten Wahrheit gegen jedwede Form der „Verunreinigung“ durch das menschliche Denken zu verteidigen suche. So weit, so bekannt.

Diese – für beide Seiten! – unbefriedigende Frontstellung muss jedoch nicht sein, wie unsere Tagung *Philosophie und Offenbarung* zu zeigen versuchte. So waren beide Denker*innen

eingangs darum bemüht, mit ihren jeweiligen Kurzvorträgen (nachzulesen im Online-Teil dieser Ausgabe) eigenständige Wege aufzuzeigen, wie sich Vernunft und Offenbarung sinnvoll miteinander verbinden lassen – dicht gefolgt vom Herzstück unserer Tagung, der moderierten Diskussion, die beide Konzeptionen dann auf den Prüfstand stellte.

Ausgehend von der gemeinsamen Grundüberzeugung, dass im Gelingen von (geistigen) Vollzügen ein gewisser Widerfahrnischarakter am Werk sei, der sich durchaus nüchtern mit dem Begriff der Offenbarung verknüpfen lasse, schieden sich die Geister jedoch schnell an der Frage, welche Bedeutung einem solchen Widerfahrnis letztlich beizumessen sei: Konfrontiert es uns mit (der) Wahrheit? Oder zeigt es lediglich Optionen auf?

Hier half der Verweis auf eine weitere Gemeinsamkeit: Offenbarung sei grundsätzlich ein Beziehungsgeschehen, das sich in Analogie zu unseren zwischenmenschlichen Beziehungen verstehen lasse. So zerbreche eine Ehe, wie Thomas Oehl vorführte, beispiels-

weise nicht am ständigen Zweifel über die „eentlichen“ oder „verborgenen“ Absichten des Partners, weil sich im (biographischen wie momenthaften) Widerfahrnis der Liebe dies „Eigentliche“ und „Verborgene“ des Partners – eben das „Wesen“ – offenbare; dadurch lebten diese Eheleute in einer Gewissheit miteinander, die sich zwar nicht beweisen lasse, aber innerhalb des Beziehungsgeschehens durchaus mit Wahrheit verknüpft sei.

Hierbei gelte es allerdings zu beachten, wie Sarah Rosenhauer wusste, dass ein solches Widerfahrnis per se überhaupt nichts mitteile, sondern immer darauf angewiesen bleibe, in unser bisheriges Sprechen und Denken integriert zu werden. Das geschehe dann im Reich der Gründe, so die Theologin weiter, wodurch Offenbarung uns zwar affiziere – wie etwa im Falle der Liebe –, jedoch nur im Lichte gründlicher Reflexion einen Geltungsanspruch anmelden könne. Oder mit dem Sprichwort gesprochen: *Liebe macht blind* – zumindest Liebe allein.

Klingt spannend? Ist es auch. Wir wünschen viel Freude beim Mitdenken! ■

Beide Referate und die Diskussion der Fachleute finden Sie als Videos auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) zum Video mit den beiden Referaten, dem von Sarah Rosenhauer und dem von Thomas Oehl. Wenn Sie die Diskussion interessiert, klicken Sie [diesen Link](#). (Die Videos finden Sie auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Philosophie und Offenbarung im Online-Teil

Die Dokumentation der beiden Referate finden Sie im Online-Teil. Das Referat von Dr. Sarah Rosenhauer mit dem Titel *Geliebte Freiheit* steht auf

den [Seiten 61–65](#). Dr. Thomas Oehl stellt seine Gedanken unter dem Titel *Philosophie als Offenbarung* von [Seite 66–70](#) vor. ■

Zum Tod von Franz Henrich

Der langjährige Akademiedirektor und KEB-Vorsitzende starb im Alter von 89 Jahren

Mit einem Requiem und einem Empfang für Freunde und Weggefährten verabschiedete sich die Katholische Akademie in Bayern von ihrem langjährigen Direktor Prälat Prof. Dr. Franz Henrich. Der Theologe, der die Akademie und die KEB Bayern von 1967 bis 2000 leitete, war am 4. Juni 2021 verstorben und fand auf dem

Münchner Waldfriedhof seine letzte Ruhestätte. Lesen Sie die Würdigungen seiner beiden Nachfolger, Dr. Florian Schuller und des amtierenden Direktors Dr. Achim Budde, einen Bericht über den Tag der Beisetzung und Auszüge aus der Predigt von Kardinal Reinhard Marx.

Seinem Erbe verpflichtet

Akademiedirektor Dr. Achim Budde in der Pfarrkirche St. Sylvester

Verehrter Herr Kardinal, verehrte Trauergemeinde, die Katholische Akademie in Bayern und die Katholische Erwachsenenbildung in Bayern trauern um Prälat Prof. Dr. Franz Henrich. Franz Henrich war stolze 33 Jahre lang Direktor der Akademie. Das ist auch heute noch mehr als die Hälfte der Jahre, die unsere Einrichtung überhaupt existiert. Er trat in die großen Fußspuren des Gründungsdirektors Karl Forster. Und er füllte sie aus: Er versammelte alles, was Rang und Namen hat, in unserem Haus. Er setzte Themen, die die gesellschaftlichen und kirchlichen Debatten in Bayern und darüber hinaus prägten. Er verband die Akademiearbeit mit seinem Wirken im Rundfunkrat und übte Funktionen des heutigen Katholischen Büros aus. So führte er die Akademie zu einer landesweiten Bedeutsamkeit, die sich heute – Jahrzehnte später – gar nicht in al-

len Facetten fortführen lässt, und von der die Akademie doch noch immer zehrt. Wir verdanken ihm viel.

Unsere Anteilnahme gilt heute den Angehörigen: seinem Bruder Rainer Henrich, Frau Hedda Braun, die fast ein Leben lang an seiner Seite stand, den Pflegekräften, die sich in den letzten Jahren rund um die Uhr um ihn gekümmert haben, sowie Rechtsanwalt Dr. Andreas Prosser.

Auch viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie und der Landesstelle haben ihn noch gekannt und nehmen nun Abschied. Besonders hervorheben möchte ich Herrn Christian Sachs, der inzwischen länger als er je in seinen Diensten stand, wöchentlich, oft mehrmals in der Woche nach ihm sah und viele Belange der Wohnung und der Pflege treu organisierte.

Viele der Weggefährten von Franz Henrich waren oder sind noch immer Mitglied in unseren Gremien: in der Akademieleitung, in unseren drei Räte-



Fotos (hier und nachfolgend): Robert Kiderle

Akademiedirektor **PD Dr. Achim Budde** bei seiner kurzen Ansprache während des Requiems in St. Sylvester

ten, im Verein der Freunde und Gönner und natürlich ebenso in zahlreichen Funktionen der KEB im ganzen Land.

Wir alle nehmen heute Abschied von einem großen Mann, dessen frühere Vitalität nach Auferstehung ruft, und dessen Leben wir nun getrost in Gottes gute Hände geben.

Um 15 Uhr versammeln wir uns auf dem Waldfriedhof zur Beisetzung.

Um 17 Uhr dann begrüßen wir Sie zu einem Empfang im Gelände der Akademie, in dessen Rahmen wir Ihnen einen reichen Bilderbogen aus dem Leben und Wirken von Franz Henrich präsentieren und sein direkter Nachfolger, mein Vorgänger Msgr. Dr. Florian Schuller, eine Würdigung vornehmen wird. Sie alle sind herzlich eingeladen!

Abschließend möchte ich noch allen danken, die an dieser Trauerfeier mitgewirkt haben, vor allem Herrn Kardinal Reinhard Marx und den Konzelebranten Msgr. Florian Schuller und Herrn Dekan David Theil. Ebenso der gesamten Kirchenmusik um Herrn Andreas Behrendt und allen anderen liturgischen und organisatorischen Diensten.

So geben wir Ihnen, verehrter Herr Professor Henrich, nun gleich das letzte Geleit – physisch um Sie versammelt, in Präsenz. Ihre Präsenz bei uns wird bleiben – wie über den Ruhestand hinaus, so auch über den Tod. ■

Auszüge aus der Predigt von Kardinal Reinhard Marx beim Requiem

Liebe Trauergemeinde

I. Sie alle haben Ihr Bild und Ihre Erfahrungen, ihren Streit, ihre Freude, ihre Feste zusammen mit Franz Henrich. All das ist in jedem einzelnen Kopf. Jede Beziehung und jede Freundschaft und jede Begegnung, auch jeder Streit und jede Versöhnung sind ja etwas ganz Spezielles, was jede Person auch kostbar, belastend, aber auch befreiend mit sich trägt. Und so dürfen wir darauf vertrauen, dass dieses reiche Leben jetzt in den Armen Gottes geheilt wird und sein Ziel findet. Das ist unsere Hoffnung.

II. Franz Henrich war ein hochbegabter, vielschichtiger Mensch, mit den großartigsten Begabungen, auch mit all seinen Grenzen. So wie jeder von uns Grenzen hat. Aber er ist ein Beweger gewesen, ein unruhiger Geist – das hat mir immer gefallen – ein Mensch, der etwas in Gang bringen will, der eine Idee hat, der nach vorne schaut, der nach Möglichkeiten schaut, die da sind. Das ist nicht wenig, wenn man das über ein Leben sagen kann.

III. Die Akademie war für Franz Henrich nicht nur der Wirkungsort, son-

dern der innere Lebensort, wie er sich selber verstand, wie er Kirche verstand, und wie er den Ort der Kirche in der Gesellschaft begriffen hat: spannungsvoll, aber präsent in Kultur, Gesellschaft und Politik, im Nachdenken. Er war der Überzeugung, dass das Evangelium, der Glaube an Jesus Christus, jedem Denken standhält. Das ist der Geist der Akademie, und so soll es auch weitergehen, das Erbe,



Kardinal Reinhard Marx predigte beim Requiem und brachte dabei Leben und Arbeit von Franz Henrich in einen Einklang.

das wir mitnehmen und das auch fortgeführt wurde durch die Nachfolger, die hier bei uns sind.

IV. Der Lebensort Akademie ist aber auch ein Auftrag an uns, ein Vermächtnis, wie wir Kirche in der Zukunft sein wollen: verschlossen in uns selber,

eine geordnete Gruppe, die um sich kreist, oder ein Zeichen, ein Sakrament, ein Werkzeug mitten in der Welt, im Dialog mit der Welt, in der Auseinandersetzung mit der Welt. Das gehört zur Evangelisierung dazu. Deswegen ist die Akademie so wichtig, und das Vermächtnis von Franz Henrich.

V. Bitten wir darum, dass Franz Henrich nun sein Ziel erreicht, suchend und fragend, zweifelnd und ringend, wie er war. Jetzt ist er am Ziel. Und wir dürfen darauf vertrauen, dass er weiter mit uns geht. Die Verstorbenen gehen nicht einfach weg. Wir verabschieden uns natürlich von diesem irdischen Leben, aber wir wissen, dass die Gemeinschaft in neuer Weise möglich wird, wenn wir die Eucharistie feiern, den Tod und die Auferstehung des Herrn.

VI. Lieber Franz Henrich, danke für deinen Dienst für die Kirche, für uns im Erzbistum München und Freising, für die Akademie, die vielen Menschen, die du begleitet hast auf deinem Weg.

Danke, und ruhe in Frieden. ■

Kardinal Marx hielt die Predigt in freier Rede.

Der Tag des Abschieds

von Johannes Schießl

Ein weiß-blauer Sommerhimmel spannte sich über Schwabing, als am späten Vormittag des 10. Juni die Glocken von St. Sylvester zum Requiem für Professor Franz Henrich riefen. Wie oft mag sie der langjährige Direktor der Katholischen Akademie wohl gehört haben, der auch nach seinen 33 Amtsjahren den Ruhestand in der Mandlstraße ganz in der Nähe der Akademie verbrachte. Am 4. Juni war er 89-jährig in seiner Wohnung verstorben.

Nun stand sein mit Blumen geschmückter Sarg inmitten der Kirche. Unter dem Vortragekreuz zeigte ein Schwarz-Weiß-Foto das unverwechselbare Profil des Verstorbenen, auf der anderen Seite des Altars brannte die Osterkerze. Die Eucharistie sei ein „Fest der Hoffnung, auch angesichts des Todes“, so Kardinal Reinhard Marx zu Beginn des Requiems, das er gemeinsam mit Monsignore Florian Schuller, Henrichs direktem Nachfolger als Akademiedirektor, und Dekan David Theil, dem Schwabinger Ortspfarrer, feierte. Gesangs- und Instrumentalsolisten unter der Leitung des Kirchenmusikers Andreas Behrendt gestalteten den Gottesdienst mit Teilen aus der frühen d-Moll-Messe von Wolfgang Amadeus Mozart und Werken von Johann Sebastian Bach.

In seiner Predigt erzählte der Kardinal von seiner ersten Begegnung mit Franz Henrich. Bei einem Treffen der Akademieleiter in Brüssel – Marx leitete damals die Kommande in Dortmund – sei man heftig aneinandergeraten, „aber wir haben uns immer wieder gut verstanden, weil wir uns ernst genommen haben“. Henrich sei ein hochbegabter und vielschichtiger Mensch gewesen, einerseits ein „unruhiger Geist“, andererseits ein „Beweger“ – „manchmal aufregend, immer anregend“.

Die Akademie sei für ihn nicht nur ein Wirkungsort gewesen, sondern der „Lebensort“, an dem er zeigen wollte, dass der „Glaube an Jesus Christus jedem Denken standhält“. Das sei sein Erbe, das auch seine Nachfolger hochhielten. Die Kirche stehe auch heute vor der Frage, ob sie sich nach außen abschließe oder in Dialog mit der Welt trete. Das bleibe der Auftrag einer Katholischen Akademie.

Am Ende des Gottesdienstes würdigte der heutige Akademiedirektor Achim Budde seinen Vor-Vorgänger. Henrich, der die Akademie mehr als die Hälfte der Jahre ihres Bestehens geleitet hat, „versammelte alles, was Rang und Namen hat, in unserem Haus“. Er habe Themen gesetzt, die „gesellschaftliche Debatten in Bayern und darüber hinaus prägen“. So habe er die Akademie zu landesweiter Bedeutung geführt, von der sie immer noch zehre.

Nach einer Verschnaufpause in der Akademie, wo den ganzen Tag über eine Bilderfolge von zahlreichen Begegnungen mit dem Verstorbenen gezeigt wurde, traf sich die Trauergemeinde wieder am Münchner Waldfriedhof, wo Prälat Henrich seine letzte Ruhestätte in der ersten Reihe der Priestergräber des Erzbistums fand. Dekan David Theil verwies auf die zwei Seiten der christlichen Trauer: Einerseits vermissten wir den Verstorbenen, andererseits müssten wir

uns nicht um ihn sorgen, denn er sei in den Armen des guten Hirten angekommen. Als zum Schluss der Beerdigung das uralte Osterlied „Christ ist erstanden“ angestimmt wurde, beleuchteten Sonnenstrahlen die bunten Kränze am Grab.

Das Wetter hielt auch noch beim Ausklang der Trauerfeier im Park der Akademie. Dort würdigte Florian Schuller seinen Vorgänger als „fast schon mythologische Figur“. Geprägt durch die Jugendbewegung und ein hohes Sendungsbewusstsein sei er durch das Zweite Vatikanische Konzil, das sein Lebensthema blieb, zu einem „Revolutionär“ geworden, der den Geist des Konzils in die Realität umsetzen wollte. Auch in der Erwachsenenbildung habe er große Projekte auf den Weg gebracht. Gegenüber der Politik habe

er immer wieder den „Mut eines Löwen“ gezeigt. Über Franz Henrich als Chef hätte jeder Mitarbeiter auch noch nach Jahren schier unendliche Geschichten zu erzählen gehabt, „das muss jemand erst mal hinbringen, so prägend zu wirken“. Obwohl sein Vorgänger durchaus ein „Feierbiest“ gewesen sei, blieb auch ihm die Einsamkeit nicht erspart. Und er, der so geschliffen und zugespitzt reden konnte, sei mit Aussagen über den eigenen Glauben zurückhaltend, fast scheu gewesen – wohl aus Ehrfurcht vor dem Geheimnis Gottes.

Als letzter ergriff Henrichs jüngerer Bruder Rainer das Wort, sein Saarpfälzer Tonfall ließ noch einmal aufhorchen. Sein Bruder sei „von der Liebe zum Leben, zu den Menschen, zur Musik und zur Wahrhaftigkeit“ geprägt gewesen. Und Rainer Henrich hatte ein Foto dabei, das ihm die Bergkapelle St. Ingbert mitgegeben hatte, die auch öfter bei Festen in München aufgetreten war. Es schenkte es Christian Sachs, dem Technischen Leiter der Akademie, der sich über viele Jahre um Franz Henrich und seine Pflege gesorgt hatte. Am späteren Abend ging ein kurzes, aber heftiges Gewitter über dem Park der Akademie nieder. Doch schon bald zeigte sich die Sonne wieder, und im Osten zog sich ein Regenbogen über den Schwabinger Himmel. Eine Dramatik, die Franz Henrich wohl gefallen hätte. ■



Prälat Prof. Dr. Franz Henrich (1931–2021),
Akademiedirektor von 1967 bis 2000

Foto: Anne Kirchbach

Schlaglichter einer Epoche und eines langen Lebens

von Florian Schuller

Liebe Mitmenschen, die Sie mit großer Dankbarkeit und großem Respekt hier in seiner Katholischen Akademie Bayern zusammengekommen sind, um Franz Henrich zu ehren und sich gemeinsam an ihn zu erinnern!

Der amtierende vierte Direktor hat den verflissenen dritten Direktor gebeten, an den zweiten Direktor dieses Hauses zu erinnern. Gerne komme ich diesem Angebot nach, sozusagen als Zwischenglied zu dienen zwischen der Ära Henrich und der heutigen Zeit. Danke deshalb Ihnen, Dr. Budde, für dieses Zeichen der Verbundenheit über Jahrzehnte hinweg.

Zehn Begriffe, Bilder als Schlaglichter einer Epoche und eines langen Lebens, mit dem alle hier mehr oder weniger intensiv Kontakt hatten, sollen der Inhalt meiner Würdigung sein. Aber zugleich bin ich mir der Schwierigkeiten und der Probleme eines solchen Unterfangens bewusst: Wie soll man jemandem gerecht werden, der fast schon so etwas wie eine mythologische Figur geworden war, ein Mythos der Katholischen Akademien nach dem Zweiten Weltkrieg?

Immerhin – wenn Sie mal überlegen: Franz Henrich war ziemlich genau doppelt so lange Akademiedirektor wie unsere ewige Bundeskanzlerin Chefin der Bundesregierung sein wird. Aber ich versuche es trotzdem.

1. Der Jugendbewegte

Aus welcher Zeit kam er? Da hilft es, sich den Titel seiner Doktorarbeit ins Bewusstsein zu holen: *Die Bünde katholischer Jugendbewegung. Ihre Bedeutung für die liturgische und eucharistische Erneuerung.*

1931 geboren, einen Tag vor dem deutschen Schicksalsdatum 9. November, wurde er geprägt von einer Priestergeneration, die aus jener Zeit der Zwanziger und Dreißiger Jahre stammte, vor der Machtergreifung

und noch die ersten Jahre danach. Jahre, die uns heute vielleicht wie Märchenerzählungen vorkommen: 30.000 Jugendliche am Christkönigssonntag im Kölner Dom, die Jugendwallfahrten zum Altenberger Dom, die Thurmair-Lieder, zum Beispiel das bekannte *Georgslied*:

1.
Wir stehn im Kampfe und im Streit
mit dieser bösen Weltzeit,
die über uns gekommen.
Sankt Jürg, du treuer Gottesmann,
wir rufen deinen Namen an,
weil unser Mut beklommen.
2.
Das Böse überkommt Gewalt
und keiner sagt dem Satan Halt;
wir sind in argen Nöten.
Sankt Jürg, du bist allzeit gerecht,
schaff Urteil über Gut und Schlecht,
du kannst die Drachen töten.
3.
Die Lüge ist gar frech und schreit
und hat ein Maul so höllenweit,
die Wahrheit zu verschlingen.
Sankt Jürg, behüte diesen Hort,
bewahr die Sprache und das Wort,
du kannst die Lüge zwingen.

Ein starkes Selbstbewusstsein in der Abwehr gegen alle gesellschaftliche, politische, weltanschauliche Aggressivität von außen, das zu einer Innerlichkeit führte, die Halt gab und Sicherheit. Wohl die meisten von uns Älteren und Alten sind nach 1945 noch von dieser Tradition geprägt worden. In seiner ganzen Art und seinem Habitus, einschließlich der Liebe zur Gitarre und zum Singen, gehört Franz Henrich in diese Generation.

Ich habe vorhin noch Herrn Stephan Höpfinger, den Bibliothekar der Akademie, gebeten, mir das Exemplar der Doktorarbeit kurz vorbeizu-

bringen. Denn im Vorwort hört man, wenn man ihn kennt, schon genau den Henrich-Sound. Ich zitiere: „Noch lebt unter uns jene Generation, die den ersten Aufbruch katholischer Jugendbewegung miterlebt und mitgeformt hat. Einer kleinen Zahl von Bänden mit relativ wenig Mitgliedern gelang in kaum zwei Jahrzehnten eine zeitgemäße Umgestaltung fast der gesamten Jugendseelsorge in Deutschland, nicht ohne mühselige und mutige Auseinandersetzung mit den beharrenden und nur am Überkommenen haftenden Kräften. In den Bänden der Jugendbewegung wuchsen Laien heran, wie sie das Zweite Vatikanum für die ganze Kirche so sehr wünschte.“

Das Thema der Doktorarbeit von Franz Henrich war nicht zufällig so entstanden.

2. Der Menschenfischer

Mit solchem Selbstbewusstsein hat er sich auch zu seiner Priesterweihe 1959 den traditionellen Spruch aus der Bibel gewählt. Er nimmt ihn aus Mt 4,19: „Ich werde euch zu Menschenfischern machen“.

Eine priesterliche Identität voller Klarheit, Zuversicht, getragen von einem deutlichen Sendungsbewusstsein: Wir sind Menschenfischer. Ein solches Sendungsbewusstsein prägt dann nicht nur theologische Identität, sondern auch Persönlichkeit und Lebensstil. Und Franz Henrich hat sich wohl zeitlebens so verstanden.

3. Der Revolutionär

Es heißt, jede Generation macht in ihrer Zeit eine Revolution. Die Revolution der kirchlichen Generation von Franz Henrich war zweifelsohne das Zweite Vatikanische Konzil, 1962 bis 1965. Interessanterweise fiel es genau in die Zeit seiner theologischen Promotionsstudien hier in München, 1962 bis 1966. Da kam nun viel zusammen.

Franz Henrich war zu der Zeit

- ausgebildeter Theologe
- mit ersten priesterlichen und kirchlichen Erfahrungen
- vor allem unter jungen Menschen,
- mit seiner Doktorstudie pastoraltheologisch, also unmittelbar seelsorgerisch ausgerichtet, und weniger in den Höhen theologischer Spekulation,
- dazu im Blick auf jene liturgischen Traditionen der Jugendbewegung, die vom Konzil gleich mit dessen erster Konstitution über die Liturgie aufgenommen wurden.

Eine idealere Verbindung hätte es nicht geben können, um Franz Henrich und das Zweite Vaticanum mit dessen Drive, dessen Power, dessen Aufbruchstimmung zusammenzuschweißen. Zwei Jahre nach Beendigung des Konzils wurde der junge, knapp 35-jährige Kaplan von einem der vier Konzilsmoderatoren, Julius Kardinal Döpfner, am 1. März 1967 zum Nachfolger des Gründungsdirektors Dr. Karl Forster als Chef der Katholischen Akademie in Bayern berufen.

Es waren die aufregenden Jahre der Umsetzung der Konzilsbeschlüsse, der Umformung des von vielen sogenannten „Geistes des Konzils“ in konkrete Strukturen, neue Themen, neue Formen kirchlicher Präsenz. Und genau dafür lief nun Franz Henrich zur Hochform aus. Es war und blieb sein Thema schlechthin. Die großen Tagungen kamen, mit vielen hundert Teilnehmern und nicht nur prominenten, sondern prominentesten Referenten und Gesprächspartnern.

Ich will stellvertretend für alle nur einen Namen nennen: Franz Kardinal König aus Wien. Bis heute hat sich der

nach ihm benannte Kreis erhalten, in dem Naturwissenschaftler auf der einen und Philosophen, Theologen auf der anderen Seite auf höchstem Niveau ihre ziemlich diversen Ausgangspositionen miteinander ernsthaft ins Spiel bringen. *Diversity* seit Jahrzehnten. Und ein Thema beispielhaft: die Ökumene. Die Katholische Akademie in Bayern hat sich damals riesige Verdienste erworben, und ein riesiges Renommee. Damals kam auch die Rede auf von unserer Akademie als dem „Flaggschiff der Katholischen Akademien Deutschlands“. Wahrscheinlich zu Recht.

Ja, ich übertreibe. Aber nur ein wenig. Denn irgendwann einmal waren wohl die drei Wirklichkeiten *Zweites Vaticanum*, *Katholische Akademie in Bayern* und *Franz Henrich* so ineinander verwoben, dass jeder Angriff von außen auf eines dieser drei Elemente gleichzeitig innerhalb dieses Dreiecks als Angriff auf alle drei Eckpunkte verstanden wurde.

Jede Generation macht eine Revolution. Aber eben nur eine. Und wenn dann neue Generationen mit neuen Änderungen kommen, werden die alten Revolutionäre wepsig. So ging es zum Beispiel unserem eben genannten Dreieck, als der große Katechismus der Katholischen Kirche übers kirchliche Land zog.

4. Der Bildner

Das dritte Schlaglicht führt unmittelbar zum vierten. Es ginge jetzt um all die Themen, für die Franz Henrich stand. Aber dafür müsste dieser Abend viel länger sein. Deshalb mache ich es ganz kurz und rufe nur als vierten Begriff auf: *Der Bildner*. Nicht umsonst hat die



Dr. Florian Schuller, Akademiendirektor von 2000 bis 2018

Akademie über die Todesanzeige jene berühmten Anfangsätze der Pastoralkonstitution *Gaudium et spes* des Zweiten Vaticanums gesetzt: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“

Akademiearbeit als hochqualifizierte Erwachsenenbildung war mit allem „wahrhaft Menschlichem“ verbunden, mit Freiheit, mit Interessen der Gesellschaft, mit Aufgaben der Politik, mit Impulsen aus dem Bereich der Kunst, vor allem der bildenden Kunst. Ausstellungen belebten ungemein die Räume, Kunstwerke wurden angekauft. Deshalb scheint mir die Zuschreibung *Der Bildner* besonders treffend.



Der Sarg des verstorbenen Akademiendirektors a. D. war in der Schwabinger Pfarrkirche St. Sylvester aufgebahrt.



Kardinal Reinhard Marx feierte das Requiem. Die Konzelebranten des Erzbischofs waren Dekan David Theil, der Stadtpfarrer von St. Sylvester, und Dr. Florian Schuller, Akademiendirektor von 2000 bis 2018.



Dr. Hildegard Kronawitter ist Mitglied der Akademieleitung. Die Vorsitzende der *Weißten Rose Stiftung* nahm am Requiem für Franz Henrich teil. Sie vertraten das Bistum Eichstätt: Dr. Ludwig Brandl, Diözesanbeauftragter für Erwachsenenbildung und Mitglied der Akademieleitung (li.); er war zusammen mit seinem Vorgänger in Eichstätt gekommen, Dr. Bertram Blum, einem der Pioniere der Erwachsenenbildung in Bayern. Herzog Franz von Bayern war dem Verstorbenen über Jahrzehnte hin eng verbunden und unterstützte als Mitglied der Akademieleitung von 1989 bis 2020 die Arbeit Henrichs und seiner Nachfolger. Akademie-Studienleiterin Dr. Astrid Schilling trug als Lesung einen Text aus dem alttestamentlichen Buch Hiob vor.

Denn die Akademie sollte auch als Impulsgeber für eine flächendeckende kirchliche Erwachsenenbildung dienen. Diese von der Satzung vorgegebene enge Verbindung zwischen Akademie und allgemeiner Erwachsenenbildung in der Fläche der Diözesen war ideal gedacht, aber es knirschte deutlich. Trotzdem gelang die strukturelle Aufstellung in allen Diözesen, und spannende Bildungs Großprojekte wurden gestartet.

5. Das „Feierbiest“

Mit all den Themen, die diskutiert wurden, war eine Dimension verbunden, die Franz Henrich sehr wichtig war. Ich greife dafür einen Begriff auf, den Louis van Gaal, der Trainer des FC Bayern, am 2. Mai 2010 prägte, nachdem er mit seinem Team Deutscher Meister geworden war. Damals formulierte er die inzwischen klassische Sequenz: „Ich bin ein Feierbiest.“ Das hätte in seiner aktiven Zeit genauso Franz Henrich sagen können. Er war ein wahres Feierbiest. Als ich im Jahr 2000 meinen Dienst hier antrat und im Stammpublikum die große Sorge umging, nicht nur, ob der Neue das überhaupt „drauf habe“, sondern vielmehr grundsätzlicher, ob es nach und ohne Franz Henrich überhaupt weitergehen könne mit der Katholischen Akademie, da bekam ich natürlich entsprechende Fragen auch direkt gestellt. Dabei wurde ich nie gefragt, ob ich die Themen, die Franz Henrich wichtig waren, weiterführen würde, sondern ob und wie es mit den Festen weitergehe.

Ich war sehr dankbar für diese Tradition, die ich gerne übernahm, auch wenn ich in diesem Punkt vielleicht doch ein kleines Stückchen protestan-

tischer-nüchterner war, als der im Innersten so tiefkatholische Pfälzer. Wie es der augenblickliche Direktor mit dem Thema „Feste“ hält, wird er jetzt erst wohl nach den leidigen diversen Corona-Lockdowns klar demonstrieren können.

Meine ersten fünf Schlaglichter – „der Jugendbewegte“, „der Menschenfischer“, „der Revolutionär“, „der Bildner“, „das Feierbiest“ – nahmen vor allem das Wirken Franz Henrichs nach außen in den Blick. Mit den nachfolgenden fünf kurzen Schlaglichtern will ich stärker auf seine Wesensart eingehen, zumindest so wie sie sich mir als Nachgeborenem zu zeigen scheint, der Franz Henrich nur einige wenige Male in den späten 70er Jahren bei Veranstaltungen direkt erlebte, dann allein über die Zeitschrift *zur Debatte* wahrnahm, und erst wieder ab 2000 in der direkten Begegnung.

6. Daniel in der Löwengrube

Am 8. November 1996 schuf der große Karikaturist der SZ Ernst Maria Lang zum 65. Geburtstag Franz Henrichs eine Karikatur. Das waren noch Zeiten, nicht nur dass eine solche Karikatur entstehen konnte, sondern auch dass die SZ hochqualifizierte Karikaturisten hatte. Heute ärgere ich mich eigentlich jeden Tag, denn die SZ-Karikaturen der vierten Seite erreichen nie auch nur Kreisliga-Niveau.

Aber zurück zum damaligen Karikatür-Doyen Ernst Maria Lang. Er zeigt Franz Henrich in Mönchskutte inmitten eines Rudels von Löwen, die Gesichter bekannter Politiker zeigen, und denen er Knochen zum Daran-Rum-

beißen zuwirft. Der Titel: *Daniel in der Löwengrube*. Also einerseits die Aussage: Da ist einer, der nimmt es mit Löwen auf und bändigt sie. Einer, der hat Löwenmut. Und andererseits wird mit den Löwen wohl auf das Lieblingstier von Franz Henrich angespielt, auf den von ihm nach dem legendarischen Gründer Schwabings *Swapo* getauften Löwen – draußen vor dem Eingang. Sie wissen wahrscheinlich, dass dieser mit einem zweiten Löwenkollegen vor dem Wittelsbacher Palais, dem grauenvollen Münchner Ort der Gestapo, stand, das den Bomben des Zweiten Weltkriegs zum Opfer fiel.

Was aber nicht mehr alle wissen, war das Husarenstück, das Franz Henrich ablieferte, als er in einer Nacht- und Nebelaktion dieses tonnenschwere Steinsgetier von einem städtischen Lagerplatz abholte und vor der Akademie aufstellte, nicht zuletzt als Erinnerung an Fritz Gerlich, den von der Gestapo im Wittelsbacher Palais gefolterten und 1934 im KZ-Dachau ermordeten unabhängigen Journalisten und frühen Hitler-Gegner. Die deutsche Zeitgeschichte war bekanntlich auch einer der Schwerpunkte für Franz Henrich.

Auf jeden Fall steht der Löwe für einen der Grundcharakterzüge Henrichs. Der *Swapo* scheint zu brüllen, denn er reißt sein Maul weit auf, aber der Unterkiefer wurde ihm von den Bomben weggefetzt. Was sich wohl Franz Henrich manchmal gedacht haben mag, wenn er diesen Löwen meditierte?

7. Der Weißbierliebhaber

Kommen wir nach dem Löwenmut zu einem anderen Wesenszug Franz Hen-

richs. In einem Fernsehgespräch zu seinem Abschied im Jahr 2000, gesendet auf BR-Alpha, fragt ihn Ernst Emrich, der frühere Fernsehdirektor des BR und Mitglied des Allgemeinen Rats der Akademie, ob ihm bei all den stressigen Sitzungen als Vorsitzender des BR-Hörfunkausschusses auch etwas Spaß gemacht habe. Henrich antwortet: „Ja, mein Weißbier in der Sitzung. Ja also, ich war dafür bekannt, und die Bedienungen haben das gewusst, bevor sie die anderen gefragt haben: Wollen Sie einen Kaffee oder ein Eis? Oder manche Politiker wollen Nudeln haben, da haben die mir das Weißbier schon hingestellt.“

Ja, das wussten nicht nur die Bedienungen im BR.

8. Der Chef

Achter Begriff: „Der Chef“. In jeder Firma und jedem Betrieb ein heikles Thema. Besonders auch in der Katholischen Akademie in Bayern; denn die Bischöfe haben mit deren Satzung dem Akademiedirektor einen riesigen Vertrauensvorschuss und große, große

Freiheit eingeräumt, der natürlich auf der anderen Seite ein genauso großes Verantwortungsbewusstsein des Direktors entsprechen muss.

Soviel kann man sagen: Jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter, die während der 33 Henrich-Jahre in der Akademie angestellt waren, kann Geschichten erzählen, wie das war, damals. Für mich interessant: Ich arbeitete immerhin auch 18 Jahre hier. Aber bis zum Schluss, bis 2018 nahmen die Henrich-Erzählungen der Insider und der Outsider kein Ende. Das muss jemand erst mal hinbekommen, so prägend zu wirken. Jeder von uns tut es auf seine Weise, wir können gar nicht anders. Und all das, was wir bewirken und erreichen und vollbringen, geschieht – soweit es von uns abhängt – immer nur mit der je eigenen Formation der je eigenen Wesensart, nicht nur mit einer Hälfte davon.

Eine persönliche Bemerkung beim Schlaglicht „Der Chef“: Für mich persönlich war nach einer solchen Ära der Einstieg 2000 nicht gerade leicht. Aber ich bin bleibend dankbar, dass mir Franz Henrich, wenn ich die spärlichen

Zeichen der damaligen Suche nach einem Nachfolger richtig deutete, nicht nur bewusst den Weg hierher geebnet hat, sondern sich nach seiner Pensionierung, und obwohl er räumlich so nah dran war, nie in die Arbeit der Akademie eingemischt hat.

Er kam regelmäßig und nur zu den Festen, und dass er da kam, war gut. Da traf er viele Menschen, die mit ihm verbunden waren. Ich habe nie von außen gehört, dass er sich irgendwie negativ über die jetzige Form der Akademie geäußert hätte. Auch im Verein der Freunde und Gönner hat er mir souverän den Weg frei gemacht. Vielleicht spielten da noch die Erinnerungen an seine eigene frühe Zeit eine Rolle, denn sein Vorgänger Karl Forster war auch nach dem Weggang noch über einige Jahre Vorsitzender des Vereins und damit faktisch Antipode des jungen neuen Direktors.

Bei seiner Impulsivität und, man kann schon sagen, existentiellen Nähe zur Akademie rechne ich Franz Henrich diese Souveränität und persönliche Grandezza, den Lauf frei zu lassen, mit großer Dankbarkeit sehr hoch an.



Dekan David Theil in der Aussegnungshalle des Münchner Waldfriedhofs am Sarg von Franz Henrich. Viele Trauergäste waren auch mit zur Beerdigung gekommen. Auf dem Weg zum Grab (Mitte): Rainer Henrich, der Bruder des verstorbenen früheren Direktors (re.). Begleitet wurde er von einer Nichte und einem Neffen Franz Henrichs. Rechts: Bunte Blumen und schön geschmückte Kränze an der letzten Ruhestätte von Franz Henrich. Auch die Sonne schien durch die Bäume.



Hedda Braun stand Franz Henrich über Jahrzehnte in der Akademie zur Seite und kümmerte sich auch in den letzten Jahren intensiv um ihn.



Franz Henrich fand seine letzte Ruhestätte im Bereich der Priestergräber der Erzdiözese München und Freising auf dem Waldfriedhof.

9. Der Einsame

Meine beiden letzten Punkte 9 und 10 werden vielleicht die meisten überraschen, die Franz Henrich kannten. Das neunte Schlaglicht heißt: „Der Einsame“. Das Leben von Franz Henrich spielte sich ab inmitten von Tausenden von Menschen, von VIPs und normalen Akademiebesuchern, von vielen, die ihn sehr schätzten. Aber ich hatte immer den Eindruck: Letztlich blieb ihm bei all seinen vielen Beziehungen die Einsamkeit nicht erspart, die irgendwie und irgendwann jeden von uns einholt. Seine Familie lebte leider weit weg. Frau Hedda Braun war sicher eine große Hilfe. Aber ich weiß nicht, ob er viele, echte Freunde hatte.

Und ich kann nicht anders: Wenn ich manches beobachtete und bei Erzählungen gut zuhörte. Ganz im Innern hatte er auch Ängste, Ängste der Einsamkeit. Allein wie in der Akademie dokumentiert, mehrfach fotokopiert, an verschiedenen Stellen archiviert wurde, welche Schließprin-

zipien herrschten, wie Sicherungssysteme verschiedenster Art ausgebaut wurden.

Für seinen Ruhestand konnte er sich dann nichts anderes vorstellen, als in Schwabing zu bleiben. Wichtiger: in unmittelbarer Nähe seiner Katholischen Akademie. Woanders wäre die Einsamkeit noch größer geworden. 21 Jahre hat diese Zeit jetzt gedauert, und es war bedrückend, miterleben zu müssen, wie sein Lebensraum immer stärker von Krankheiten eingeengt wurde, wie schließlich auch sein Geist, der mit den Geisteskoryphäen der Jahrzehnte, die er in seine Akademie einlud, gefochten hatte, immer mehr erlosch. Und wie schließlich dieser einst energiesprühende Mann hilflos dalag. „Was ist der Mensch, dass Du seiner gedenkst; des Menschen Kind, dass du seiner dich annimmst?“ Psalm 8.

Einen großen Dank neben all den Pflegern, Ärzten, Betreuern schulden die Akademie und die Familie und wir alle unserem Christian Sachs, der über all die Jahre für Franz Henrich drüben in Mandl 13 jenseits von Arbeits- und

Urlaubszeiten der entscheidende Kontaktmann und Helfer blieb. Alle wissen: Ohne Christian Sachs hätte Franz Henrich nie so lange gelebt.

10. Der Scheue

Was ich bisher noch gar nicht angesprochen habe, ist das, was man heutzutage „Spiritualität“ nennen würde, und früher ganz einfach „Glauben“. Damit aber berühren wir das Innerste des Menschen. Auch bei jemandem wie Franz Henrich, der viel über Glauben und Christsein und Kirche geredet hat, und der als Priester diesen Glauben sakramental, liturgisch, als Vorsteher der Gottesdienste gefeiert hat, bleibt dies tiefes Geheimnis. Deshalb erzähle ich nur eine ganz kleine, nebensächlich scheinende Episode, die sich mir tief ins Herz eingebrannt hat, und stelle meinen letzten Punkt, mein letztes Schlaglicht unter das Motto: „Der Scheue“.

Als ich im Sommer 2000, noch vor meinem Dienstantritt am 3. September, zum ersten Mal als der Neue in der Akademie war, Franz Henrich



Akademiedirektor Dr. Achim Budde freute sich, seinen Amtsvorgänger Dr. Florian Schuller beim Empfang im Park vor Schloss Suresnes begrüßen zu können.



Daniela Philippi und Ernest Lang waren BR-Journalisten in führender Position: Sie kannten und schätzten Franz Henrich als Rundfunkrat und wirkten seit vielen Jahren auch in den Gremien der Akademie bzw. des Freundeskreises.



Prof. Dr. Carla Schulz-Hoffmann (re.) und Prof. Dr. Werner Weidenfeld sind Mitglieder der Akademieleitung: in der Mitte Vigdis Nipperdey, die seit Jahrzehnten die Arbeit der Akademie kennt und intensiv begleitet.



Auch der Nachbar verabschiedete sich: Prof. Dr. Wilhelm Solms (li.) aus der Mandlstraße, der übrigens auch schon Referent in der Akademie war. Neben ihm steht Florian Sattler, früher Pressesprecher des Münchner OB.



Dr. Johanna Gebrande, die stellvertretende Geschäftsführerin der KEB-Landesstelle, und Clemens Knoll aus dem KEB-Vorstand (re.). In der Mitte zwei ehemalige Studienleiter, die seit Mitte der 70er Jahre mit Franz Henrich zusammenarbeiteten: Dr. Armin Riedel und Dr. Pierre Scherer.



Christian Sachs, Technischer Leiter und Umweltbeauftragter der Akademie, kümmerte sich viele Jahre mit großem Engagement um die Pflege von Franz Henrich. Dessen Bruder bedankte sich mit einem Foto von Henrichs Lieblings-Musikkapelle aus St. Ingbert.

mich durch das Haus führte, und dann auch die Dienstwohnung zeigte, standen wir kurz im Wohnzimmer. Er wies mich auf den Schreibtisch mitten im Raum hin und murmelte in seiner etwas herben Art vor sich hin, dass er hier seine Texte vorbereite. Und dann wies er auf das Fenster hin, auf das man am Schreibtisch sitzend blickte, streckte die Hand aus und sagte in ei-

nem ganz anderen Ton, fast scheu: „Da sieht man dann auf die Kapelle.“ Es sind genau die Fenster, die deren Altarraum beleuchten. Da ging für einen winzigen Moment sein Innerstes auf.

Er, Franz Henrich, der große Unruhige, möge jetzt die Ruhe finden, die dieser tägliche Blick in ihm wachgehalten hat, und jenes Licht möge ihm

leuchten, dessen Funken er immer wieder von diesem Schreibtisch aus in der Kirche und in der Gesellschaft entzünden wollte, und der Friede möge ihn aufnehmen, der uns hier als Menschen mit Stärken und Schwächen nur bruchstückhaft gegeben ist, der aber allein, das wusste schon Augustinus, sie alle einmal zur Ruhe bringt, unsere Herzen, die stets so unruhigen. ■

PRESSE

■ KNA

Franz Henrich, langjähriger früherer Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, ist tot. Er starb am Freitag im Alter von 89 Jahren in München, wie die Bildungseinrichtung am Sonntag mitteilte. Akademiedirektor Achim Budde würdigte Henrichs Arbeit als „herausragend“. Die Akademie habe ihm sehr viel zu verdanken. „Ich bin überzeugt, dass es ohne Franz Henrich diese Akademie nicht so gäbe, wie sie heute existiert. Seine Leistungen für die Akademie waren auf vielen Gebieten Pionierarbeit und bleiben unvergesslich.“

■ Münchner Merkur

Ab 1968 gehörte er für 20 Jahre dem Rundfunkrat des Bayerischen Rundfunks an und initiierte dort das erste reine Klassikprogramm der ARD. Maßgeblich war der Prälat an der Organisation katholischer Großereignisse in München beteiligt, etwa an der Seligsprechung von Rupert Mayer durch Papst Johannes Paul II. im Olympiastadion.

■ Süddeutsche Zeitung

Seit mehreren Jahren lebte der Geistliche zurückgezogen in unmittelbarer Nachbarschaft der Akademie in München. Henrich stammt aus der Nähe von Homburg. Er studierte in Mainz und München Theologie und wurde 1959 für das Bistum Speyer zum Priester geweiht.

■ Abendzeitung

Im Alter von 35 Jahren ernannte ihn der damalige Erzbischof von München und Freising, Julius Kardinal Döpfner, zum Direktor der Katholischen Akademie. Die Institution war im Februar 1957 gegründet worden und versteht sich als Tür zwischen Kirche und Welt.

■ Bild München

Mit großem Bedauern gab die Katholische Akademie in Bayern gestern bekannt, dass der ehemalige Akademiedirektor Prälat Prof. Dr. Franz Henrich (89) am Freitag verstorben ist.

■ Website Erzdiözese München und Freising

Mit einem Requiem hat Kardinal Reinhard Marx den verstorbenen ehema-

ligen Direktor der Katholischen Akademie in Bayern, Prälat Franz Henrich, verabschiedet. Im besten Sinne sei Henrich 2ein Bewegter und ein unruhiger Geist“ gewesen sowie „ein Mensch, der etwas in Gang brachte, der eine Idee hatte, nach vorne schaute und Möglichkeiten sag, die da sind.“

■ Website der LMU München

Am 4. Juni 2021 ist im Alter von nahezu 90 Jahren Herr Prälat Prof. Dr. theol. Franz Henrich, Honorarprofessor für Erwachsenenbildung an der Katholische-Theologischen Fakultät, verstorben. (...) Der Katholisch-Theologischen Fakultät war er nicht nur durch das Studium und seine Promotion verbunden, sondern auch durch eine jahrzehntelange enge inhaltliche, personelle und zugleich beratende Tätigkeit.

■ Website des Bistums Speyer

Der Prälat leitete die Akademie, eine Gemeinschaftseinrichtung der sieben bayerischen Bistümer von 1967 bis 2000 und prägte sie als Zentrum des Gesprächs über Fragen von Kirche und Gesellschaft.

Wie schon im Vorjahr musste das Internationale Dokumentarfilmfestival *DOK.fest München 2021* seine diesmal 36. Ausgabe digital feiern. Doch das tat der Zuschauerzahl keinen Abbruch: wieder über 70.000 Zuschauer*innen deutschland- und weltweit loggten sich ein, um 131 neue Dokumentarfilme aus allen Erdteilen anzuschauen.

Die Katholische Akademie in Bayern war zum 13. Mal in Folge Kooperationspartnerin des *DOK.fest München* und präsentierte auf der digitalen Plattform den Film *Der wilde Wald* der Regisseurin Lisa Eder. Wie ebenfalls im Vorjahr führte Studienleiterin Dr. Astrid Schilling ein Interview mit der Regisseurin, das in der Sektion *Filmgespräche* der Festivalseite zu finden war.



Ein Szenefoto des Films *Der wilde Wald*, das als Werbeplakat des Films dient, der eine Hommage an den Nationalpark Bayerischer Wald ist.

Der wilde Wald

Akademie präsentierte Film auf dem DOK.fest 2021

Der Dokumentarfilm *Der wilde Wald* dreht sich um den Nationalpark Bayerischer Wald; dessen Verwaltung hatte eine Ausschreibung über einen Filmdreh veröffentlicht und Lisa Eder

hatte den Zuschlag bekommen. Im Gespräch erfuhren die Zuschauer*innen zunächst u. a., dass die Regisseurin ein besonderes Augenmerk darauf gelegt hatte, verschiedene Perspektiven auf den Bayerischen Wald einzufangen: Eine international renommierte Waldforscherin der US-amerikanischen Montana University, eine Philosophin der Universität Bonn, ein Wanderer, Förster sowie Einwohner*innen von Bodenmais kommen in dem sehenswerten Film zu Wort.

Der Nationalpark Bayerischer Wald sei ein gutes Beispiel dafür, was passiert,

so Lisa Eder, wenn der Mensch die Natur sich selbst regenerieren lässt. Im Jahr 1990 fegten mehrere Orkane über das dortige Waldgebiet, schlugen große Schneisen in den dicht bewachsenen Wald und hinterließen eine gewaltige Unordnung. Gegen großen Widerstand der Bevölkerung wurde durchgesetzt, dass es kein Aufräumen und keine sonstigen Eingriffe gibt und in etwas mehr als zwei Jahrzehnten – schneller als ur-

Der Film zeigt verschiedene Perspektiven auf den Bayerischen Wald: die einer Waldforscherin, einer Philosophin der Universität Bonn, eines Wanderers, eines Försters und der Einwohner*innen von Bodenmais.



Akademiestudienleiterin Dr. Astrid Schilling (re.) interviewte für die digitale Plattform des *DOK.fest* Regisseurin Lisa Eder zu ihrem Film.

sprünglich gedacht – hat sich der Baumbestand erholt und selbst wilde Tiere wie Wolf und Luchs haben sich wieder angesiedelt. Die Frage nach der Wildnis bzw. ihrer Bändigung nimmt dann auch einen großen Raum im Film ein. Daneben zeigt die Regisseurin aber ebenso in überwältigenden Makro-Aufnahmen zu allen Jahreszeiten die Schönheit aller Kreatur, die selbst der sonst in Wäldern so ungeliebte Borkenkäfer aufweist.

Im Herbst 2021 läuft diese fast schon monumental zu nennende Hommage an den Nationalpark Bayerischer Wald in den Kinos an – sehr empfehlenswert! ■

München 2040

Zukunftskongress für junge Menschen

Unter dem Titel *München 2040* fand ein ganztägiger dezentraler Zukunftskongress für junge Menschen zwischen 14 und 27 Jahren statt. Organisiert wurde er am Samstag, den 17. Juli 2021, vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend in der Region München (BDKJ). Die insgesamt 300 jungen Menschen fanden sich dazu in drei Münchner Einrichtungen ein – neben der Katholischen

Akademie waren das städtische Kulturzentrum *Gasteig* und das Kulturzentrum *Backstage*. Die jungen Menschen kamen dabei mit Münchner Unternehmen, Organisationen und politischen Akteuren zusammen, um sich mit diesen einen Tag lang mit der Zukunft der Stadt zu beschäftigen.

Sei heute dabei, um das Morgen zu gestalten

Erarbeiteter Forderungskatalog wird an die Politik weitergegeben
von Sophia Haggenmüller

Trotz trübem Wetter lockte die vom Bund der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) in der Region München organisierte dezentrale Jugendzukunftskonferenz *München 2040* im Laufe des 17. Juli über 200 Personen in die Katholische Akademie in Bayern: Unter dem Motto „Sei heute dabei, um das Morgen zu gestalten!“ beteiligten sich die Teilnehmer*innen, Referent*innen und Helfer*innen an einem vielfältigen, interaktiven Programm zur Zukunft der Stadt. Die

Idee der Initiator*innen war es, Raum für konkrete Visionen und Innovationen zu schaffen, die von der heranwachsenden Generation formuliert und im Austausch mit Politiker*innen, Wissenschaftler*innen sowie Vertreter*innen der Wirtschaft und anderen Verbänden diskutiert werden sollten. In diesem Zusammenhang galt es in allen Arbeitseinheiten konkrete Handlungsideen in Form von Forderungen zu unterschiedlichsten Zukunftsfragen zu entwickeln.

Die Vorträge, Workshops und Diskussionen in der Katholischen Akademie in Bayern in Schwabing, im Kulturzentrum *Gasteig* in Haidhausen und im Kulturzentrum *Backstage* in Neuhausen waren in fünf Schwerpunktthemen, nämlich Bildung & Arbeit, Medien & Politik, Stadt & Leben, Gesellschaft & Kultur sowie Umwelt & Technik, untergliedert. Sie fanden in sechs Wahlmodulen statt, für

die sich die insgesamt rund 300 Teilnehmer*innen in einer eigens programmierten App anmelden konnten. Zwei längere Pausen, mittags und nachmittags, ermöglichten einen bequemen Wechsel der Location.

Neben der intensiven inhaltlichen Arbeit zu allen möglichen, auch stadtspezifischen Zukunftsthemen (z. B. *Frauen in Gesellschaft und Politik* mit Münchens zweiter Bürgermeisterin Katrin Habenschaden [Bündnis 90/Die Grünen] im Vortragssaal der Akademie, *New Work*, *Smart City*, *Münchens Müll*, u. v. m.) hielt die Veranstaltung nach sehr langer Corona-Durststrecke auch Raum für zwanglose Begegnung und lockeren Austausch bereit.



Die Schwerpunktthemen des Kongresses waren Bildung & Arbeit, Medien & Politik, Stadt & Leben, Gesellschaft & Kultur sowie Umwelt & Technik.



Oben: Die *München 2040*-App stellte – neben ihren anderen Funktionen – außerdem sicher, dass die Veranstaltenden wussten, wer mit wem im selben Raum gewesen war. Unten: Wer beteiligt sich alles an *München 2040*? Das wird mit jedem Faden, der auf der Schautafel gespannt wird, deutlicher.

Oben: Die Küche der Akademie versorgte das Team der Malteser mit Essen und Getränken. Auch der Strom für das Impfzentrum kam von der Akademie. Unten: Katrin Habenschaden, die 2. Bürgermeisterin der Landeshauptstadt München, diskutierte über die Rolle der Frauen in Politik und Gesellschaft.

Oben: Auf dem Vorplatz der Akademie hatten die Malteser eine Impfstation aufgebaut. Dort ließen sich Besucher*innen und Mitarbeitende gegen Covid-19 immunisieren. Unten: Die Diskussionsveranstaltungen, auf denen Ergebnisse zusammengetragen wurden, fanden im großen Vortragssaal statt – die Abstände blieben gewahrt.

Entsprechende Anlässe wurden auf kreative Art und Weise geschaffen. So konnten die 14–27-jährigen Teilnehmer*innen beispielsweise formulieren, was sie im Hinblick auf die Zukunft zuversichtlich stimmt, durch

Die Veranstaltung bot den jungen Menschen nach sehr langer Corona-Durststrecke auch Raum für zwanglose Begegnung und lockeren Austausch.

Bepunktung Zustimmung oder Ablehnung zu vorformulierten Thesen artikulieren, woraus sich eine Art Stimmungsbild der Anwesenden ergab, oder ihre Zukunftsvisionen auch graphisch zu Papier bringen.

Die Pandemie geriet bei all dem allerdings nicht in den Hintergrund,

sondern wurde beispielsweise auch in einer Ausstellung des Landkreises München aufgegriffen, die unter der Überschrift „Stimme der Jugend“ die Gedanken junger Menschen zur Corona-Politik aufnahm und präsentierte. Auch das eigens erarbeitete Hygiene-

Konzept war allgegenwärtig und wurde von allen konsequent umgesetzt.

Dies begann schon bei der Teilnahme an sich, die nur geimpften, genesenen oder frisch getesteten Personen möglich war, wobei man einen tagesaktuellen Test beispielsweise auch direkt an den Veranstaltungsorten durch entsprechende Fachkräfte durchführen lassen konnte. Die *München 2040*-App

Die Kooperationspartner

Der BDKJ hatte neben den beiden Schirmherren, Münchens Oberbürgermeister *Dieter Reiter* und dem Landrat des Landkreises München *Christoph Göbel*, eine Reihe von Unterstützern gefunden. Als weitere Partner der Veranstaltung fungierten die *Hochschule für Philosophie München*, die *Katholische Stiftungshochschule, Fridays-*

for-Future, die städtische Wohnungsbau-gesellschaft *GEWOFAG*, der *Bezirksjugendring Oberbayern*, der *Kreisjugendring München-Stadt*, der *dpsg-Diözesanverband München-Freising*, der *KJG-Diözesanverband München-Freising*, die *Kolping Jugend* im Bezirksverband München und die *StadtschülerInnenvertretung*. ■

stellte außerdem sicher, dass für jeden Zeitpunkt klar war, wer mit wem in welchem Raum war, so dass etwaige Infektionsketten klar nachverfolgbar blieben.

Als besonderes Schmankerl boten die Malteser, die auch das Impfzentrum in der Gemeinde Haar betreiben, sowohl vor der Akademie als auch vor dem Kulturzentrum *Backstage* Impfungen an, die ganz unkompliziert und ohne Termin am Rande der Veranstaltung durchgeführt werden konnten. Auf dem Vorplatz der Akademie waren hierfür eigens zwei Pavillons errichtet worden, die zwischen 11.00 und 17.00 Uhr auch Passanten, kurz entschlossenen Anwohnern sowie den bis dahin noch nicht geimpften Akademie-Mitarbeiter*innen offenstanden.



Zwar fand dieses Angebot deutlich weniger Anklang als erhofft, die Malteser aber zeigten sich gelassen und dankbar für die Unterstützung durch die Katholische Akademie, die neben der Stromversorgung des mobilen Impfzentrums auch in der Bewirtung dieser besonderen Gäste, den Mitarbeiter*innen des Impfteams, bestand.



Die IT, die die Kommunikationstechnik am Laufen hielt, hatte ihre Zentrale im Clubraum unseres Tagungshauses eingerichtet. Mitte: Auch Pause musste mal sein – schließlich gibt es neben der sicher wichtigen Zukunft auch noch eine schöne Gegenwart. Rechts: Neben dem Schloss hat die Akademie auch noch den Viereckhof zu bieten – im Garten davor war Platz für einen Workshop.



Mit Punkten konnten die Teilnehmer*innen Zustimmung oder Ablehnung zu vorformulierten Thesen artikulieren – es entstand ein Stimmungsbild. Rechts: Die Romano-Guardini-Bibliothek bot ebenfalls Platz für Workshops: Dort konnte man in einer eher ruhigen Atmosphäre zusammenkommen.



Das vegane Linsen-Dal zu Mittag sowie die anderen angebotenen Speisen kamen auch bei den Teilnehmer*innen und Helfer*innen der Veranstaltung gut an. Überhaupt waren gerade auch die Letztgenannten voller Elan, was nicht nur für einen nahezu reibungslosen Ablauf sorgte, sondern auch einen raschen und unkomplizierten Auf- und Abbau gewährleistete – und nach Veranstaltungsende mit einem gemütlichen *get together* im Kulturzentrum *Backstage* belohnt wurde.

Und die Veranstaltung wirkt auch deutlich über den 17. Juli 2021 hinaus: Die erarbeiteten politischen Forderungen werden im Anschluss zunächst auf den Social Media-Kanälen von *München 2040* präsentiert und dann an ausgewählte Politiker*innen der Kommunal-, Landes- und Bundesebene übergeben.



Besonders die prominenten Schirmherren der Veranstaltung, Münchens Oberbürgermeister Dieter Reiter (SPD) sowie der Landrat des Landkreises München Christoph Göbel (CSU), haben sich dem Projekt verpflichtet. Auch die Organisator*innen wollen am Ball zu bleiben und entsprechende politische Ergebnisse

Die Organisator*innen der Veranstaltungen wollen am Ball bleiben und entsprechende politische Ergebnisse von den Verantwortlichen einfordern.

von den Verantwortlichen einfordern. Darüber hinaus sollen die Forderungen beispielsweise auch im Rahmen der *Langen Nacht der Demokratie* am 2. Oktober 2021 aufgegriffen und weiterbearbeitet werden. ■



Die Apostelgeschichte

Impulse zu einem zentralen Text des Neuen Testaments

Die Apostelgeschichte ist eines der zentralen Bücher des Neuen Testaments. Unsere Biblischen Tage in der Karwoche im März 2020 hätten sich diesem Teil der Schrift gewidmet. Corona ließ es nicht zu und so verfasste Prof. Dr. Hans-Georg Gradl eine grundlegende Zusammenfassung des Themas, die Sie im

Folgenden Nachlesen können. Sie möge auch als Appetitanreger dienen, denn im kommenden Jahr, in der Karwoche 2022, vom 11. bis zum 13. April, legen wir die Veranstaltung neu auf und eine Reihe von Expert*innen befasst sich intensiv mit vielen Facetten des für die Frühzeit des Christentums äußerst wichtigen Textes.

Von Jerusalem nach Rom

Eine Einführung in die Welt der Apostelgeschichte
von Hans-Georg Gradl

Wer die Apostelgeschichte liest, begibt sich auf eine so spannende wie abenteuerliche Reise. Der Weg führt über das sturmgepeitschte Meer (Apg 27,20), heraus aus düsteren Kerkern (Apg 12,6–10), hinab von steil abfallenden Stadtmauern (Apg 9,25), hinaus in die Weite der reichsrömischen Antike (Apg 1,8) und hinein in kleine Keimzellen und Hauskirchen des frühen Christentums (Apg 21,8).

Die Apostelgeschichte ist eine besonders aktuelle Schrift des Neuen Testaments. Sie bewegt sich direkt auf ihre Leserinnen und Leser zu: in zeitlicher, räumlicher und auch inhaltlicher Hinsicht.

Im Grunde sind wir – rein zeitlich gedacht – noch immer in der gleichen heilsgeschichtlichen Etappe. Wie die Jüngerinnen und Jünger sind auch wir vor die Aufgabe gestellt, nach dem Leben und Wirken Jesu den Glauben zu verkünden und Zeugen zu sein (Apg 1,8).

Aber auch räumlich bewegt sich die Apostelgeschichte auf ihre Adressaten

zu. Die Erzählung beginnt in Jerusalem und setzt sich im Umland von Judäa und Samaria fort. Nach weitschweifenden Reisen gelangt das Evangelium schließlich nach Rom. Die Apostelgeschichte endet in einer Mietwohnung (Apg 28,30), mitten unter den Leuten, quasi an unserer Türschwelle.

Schließlich kann man sich in der Apostelgeschichte auch inhaltlich wiedererkennen – wie in einem Spiegel. Damals und heute geht es um das Wachsen und Werden von Gemeinden, um Aufbrüche und Rückschläge, um alte Werte und neue Konzepte und um die stets herausfordernde Inkulturation und Kommunikation des Glaubens.

Zeitlich, räumlich und inhaltlich: Wer die Apostelgeschichte liest, begibt sich auf eine so spannende wie abenteuerliche Reise. Das Ziel der Reise ist man selbst. Unbeteiligt und passiv lässt die Apostelgeschichte ihre Leser jedenfalls nicht. Man kehrt verändert von dieser Lese-Reise zurück. Im Folgenden sollen einige Leseschlüssel und Verständnishilfen den Weg durch die verschlungenen Pfade der Apostelgeschichte erleichtern.

Der Autor

Die Apostelgeschichte nennt den Namen des Autors nicht. Sie ist – wie auch alle Evangelien des Neuen Testaments – anonym verfasst. Alter Tradition nach soll die Apostelgeschichte von Lukas geschrieben worden sein: einem Arzt und Begleiter von Paulus. In der Tat zählt Paulus in einem seiner Briefe einen Lukas unter seinen Mitarbeitern auf (Phlm 24). Der Kolosserbrief wiederum weiß von einem Arzt mit Namen Lukas (Kol 4,14). Ist damit der Beweis erbracht, dass die Apos-



Prof. Dr. Hans-Georg Gradl, Professor für Exegese des Neuen Testaments, Theologische Fakultät Trier, ließ sein Referat auch auf Video aufzeichnen.



Foto: canva.com

Startpunkt der Reise ist Jerusalem, der Ort, an dem die Geschichte des Christentums begann und auch die Erzählungen der Apostelgeschichte.

telgeschichte von einem Paulusschüler und Arzt geschrieben wurde? Eine Antwort ist nicht leicht zu geben.

Ein spezifisch medizinisches Interesse lässt sich nämlich weder im Lukasevangelium noch in der Apostelgeschichte feststellen. Von einem Arzt würde man doch detaillierte Krankheitsbeschreibungen oder eine kritische Auseinandersetzung mit Therapien und Wundern erwarten dürfen!

Der zweite Teil der Apostelgeschichte widmet sich fast ausschließlich den Reisen des Paulus. Zudem finden sich im Lauf der Erzählung Passagen, die in der ersten Person Plural gehalten sind. Der Autor zeigt sich als Teil des Geschehens und berichtet als Augenzeuge: „So brachen wir von Troas auf und fuhren auf dem kürzesten Weg nach Samothrake und am folgenden Tag nach Neapolis.“ (Apg 16,11) Was die Biografie des Völkerapostels betrifft, so unterscheidet sich die Apostelgeschichte aber von den Aussagen des Paulus in seinen eigenen Briefen. Zudem findet keine intensive Auseinandersetzung mit der Theologie von Paulus statt. Große paulinische Begriffe bleiben unerwähnt, so dass auch hier gelten muss: Stichhaltige Beweise für die Abfassung der Apostelgeschichte durch einen Paulusschüler gibt es nicht. Der Autor bleibt – trotz der alten Tradition aus patristischer Zeit, die ihn Lukas nennt – historisch kaum greifbar.

Als Forschungskonsens darf gelten, dass die Apostelgeschichte und das Lukasevangelium zusammengehören. Sie bilden ein Doppelwerk, dessen Teile wohl jeweils eine Schriftrolle füllten. Beide Werke sind Theophilus gewidmet (Lk 1,3; Apg 1,1) und wenden sich somit an ein und denselben Adressatenkreis. Auch inhaltlich stellt der Anfang der Apostelgeschichte die Beziehung zum Lukasevangelium her: „Den ersten Bericht, hochverehrter Theophilus, habe ich über all das verfasst, was Jesus zu tun und zu lehren begonnen hat.“ (Apg 1,1)

Wir haben einen begnadeten Erzähler vor uns. Durch die Art der Darstellung, die einleitenden Worte und die Erzählformen beansprucht dieser Autor einen Platz unter den Historiografen seiner Zeit. Er erzählt, so wie man dies von guter Geschichtsschreibung erwartete: Teil der Darstellung sind Schiffsreisen und Gerichtsprozesse, selbstgestaltete Reden und wendige Zusammenfassungen. Die Erzählung soll auch unterhalten. Unser Autor – nennen wir ihn mit der altkirchlichen Tradition Lukas – beschreibt die Ereignisse mit einem Augenzwinkern.

Anschaulich wird geschildert, wie sich die Predigt von Paulus in Troas übermäßig in die Länge zieht. Kerzen brennen im kleinen Versammlungsraum. Der Sauerstoff wird knapp. Einem jungen Mann mit Namen Eutyclus fallen die

Augen zu. Er kippt schlaftrunken aus dem offenen Fenster, in dem er saß (Apg 20,9).

An dieser kleinen Episode wird deutlich, dass es nicht nur um die Darstellung einer vermeintlich exakten Vergangenheit geht. Für einen antiken Historiografen wäre dies viel zu wenig. Die Geschichte soll die Leserinnen und Leser ansprechen und faszinieren. Der Autor will eine lebendige Vorstellung von der Geschichte vermitteln und die Bedeutung der Ereignisse freilegen.

Fakt oder Fiktion?

Wie wahr ist die Apostelgeschichte? Seit Generationen treibt diese Frage die Forschung um. So viel vorweg: Einen fakten-treuen Bericht wird man in der Apostelgeschichte sicher nicht sehen können. Fakt und Fiktion gehen in der Erzählung eine ganz eigene, aber eben auch bezaubernde Verbindung ein.

In seinem Lehrbuch über die Redekunst beschreibt Quintilian gegen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. die Zielsetzung eines antiken Historiografen: Dieser solle durch die Art der Darstellung bewirken, dass die Leser meinen, „die früheren Jahrhunderte selbst miterlebt“ (Institutio Oratoria 12,4,2) zu haben. Die Leser sollen förmlich ins Geschehen hineingezogen werden und den Eindruck gewinnen, Teil der Ereignisse zu sein. Nicht um ein abstraktes Faktenwissen geht es dem antiken Historiografen, sondern um die Vermittlung einer erlebnisreichen Vorstellung. Der Autor – so Quintilian weiter – würde erreichen, „dass die Geschehnisse bar vor Augen liegen, wenn sie dem Wahren ähnlich wirken, und es wird erlaubt sein, auch fälschlich alles Mögliche hinzuzudichten, was zu geschehen pflegt“ (Institutio Oratoria 8,3,70).

So ist das auch in der Apostelgeschichte. Der Autor koloriert, redigiert, arrangiert, komprimiert, expliziert und fabuliert teilweise auch. Er erfindet manches hinzu und gestaltet ihm vorliegende Traditionen aus und um. Es werden Reden entworfen und markanten Persönlichkeiten in den Mund gelegt: Petrus, Paulus oder Jakobus. Der Autor nimmt sich viel Freiheit, um die Geschichte erlebbar zu machen und in die Vorstellungswelt der Adressaten zu übersetzen.

In seiner Anleitung „Wie Geschichte zu schreiben ist“ fasst Lukian dies treffend zusammen: „So ist von solcher Art das

In der Erzählung der Apostelgeschichte gehen Fakt und Fiktion eine ganz eigene, aber eben auch bezaubernde Verbindung ein.

Werk des Geschichtsschreibers: die Geschehnisse gut anzuordnen und kraftvoll auf das Anschaulichste darzustellen. Und wenn ein Zuhörer danach meint, das Berichtete zu sehen, und so zum Lob veranlasst wird, dann in der Tat hat er (sc. der Geschichtsschreiber) sorgfältig gearbeitet.“ (Historia Conscripta 51)

Kurzum: Der antike Historiograf blickt nicht nur auf Ereignisse zurück. Er schaut – vielleicht mehr als auf die Vergangenheit – auf die Gegenwart der Leser. Ihn treibt die Frage um, was die Ereignisse von einst bedeuten und was sie bewirken wollen.

Ist die Apostelgeschichte wahr? Auf einer rein faktischen Ebene lässt sich das sicherlich nicht sagen! Aber der Sache nach möchte der Geschichtsschreiber durchaus Wahres erzählen. Auch erfundene Darstellungen können eine treffende Vorstellung von den Geschehnissen vermitteln. Manchmal sind frei erfundene Erzählungen wahrer und treffender als eine leblose und nichtssagende Schwarzweißfotografie. Die Apostelgeschichte ist ein farbenfrohes Gemälde, aber deswegen ja nicht falsch. Sie macht die Bedeutung der Geschichte fassbarer als jeder krude Bericht.

Die Adressaten

Über die ursprünglich anvisierten Leser der Apostelgeschichte ist viel diskutiert worden. Mich überzeugt nach wie vor die Ansicht, dass die Apostelgeschichte dort endet, wo ihre Adressaten sind: in Rom, mitten unter den Leuten.

Die Apostelgeschichte entsteht gegen Ende des 1. oder zu Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. Es ist eine Zeit des Übergangs. Immer deutlicher werden die Christinnen und Christen inmitten der reichsrömischen Gesellschaft sichtbar. Sie fallen auf durch eigene Gebete und eigene liturgische Feiern, durch die Verehrung eines gekreuzigten Verbrechers, durch das Praktizieren eigener Werte und das Lesen eigener Schriften... Doch Juden sind sie nicht. Heiden sind sie nicht. Sie stehen als Außenseiter in der Landschaft des Römerreichs.

Die Apostelgeschichte will Versöhnung stiften und die Christen verteidigen. Nicht von ungefähr wird von vielen Gerichtsprozessen erzählt. Wiederholt stehen Petrus, Johannes und Paulus vor Gericht. Sie verteidigen sich und den Glauben der Christen. Die Botschaft ist eindeutig: Christen sind keine Verbrecher. Sie teilen die edelsten Ansichten ihrer Mitbürger und überbieten sogar noch die gesellschaftlichen Werte Roms.

Die Adressaten der Apostelgeschichte bedürfen der Erinnerung. Wo kommen wir her? Wie verlief der Weg? Sind wir noch auf dem richtigen Weg? Es sind Fragen, welche die dritte Christengeneration bestimmen: Fragen, die nach dem Tod der Augenzeugen und der Gründergestalten laut werden. Der Blick zurück dient der Orientierung. Lukas arbeitet in seiner

Geschichtsdarstellung prägende Merkmale von Christsein und Glaube heraus. Er verklärt den Anfang und zeichnet mit satten Pinselstrichen. Der Anfang wird zur idealen Normzeit und zur Kompassnadel, um jetzt auf Kurs zu bleiben.

In der Adressatengemeinde herrschen soziale Spannungen: Konflikte zwischen armen und reichen Gemeindemitgliedern. Die soziale Praxis scheint zu erlahmen. Deutlich erinnert die Apostelgeschichte an die sozialen Folgen und Aufgaben des Christseins. Die Urgemeinde wird als eine besitzteilende Gütergemeinschaft präsentiert: „Sie hatten alles gemeinsam“ (Apg 2,44; 4,32); „keiner litt Not“ (Apg 4,34); für die Versorgung von Witwen und Waisen werden Verantwortliche benannt (Apg 6,1–7).

Es ist eine bewegte Zeit, in der und für die Lukas die Apostelgeschichte schreibt. Es geht um das eigene Profil und Selbstverständnis, um die Frage nach Abgrenzung und Anpassung, um die Inkulturation und Kommunikation des Glaubens. Die Adressaten der Apostelgeschichte gleichen uns wie ältere Geschwister: Die Aufgaben und Herausforderungen damals haben noch heute nichts an Brisanz und Aktualität eingebüßt.

Das Werk

Erzählverlauf und Aufbau der Apostelgeschichte lassen sich gut anhand von drei zentralen Orten nachvollziehen.

Alles beginnt in *Jerusalem*. Hier werden die Jünger vom Auferweckten unterwiesen. Anders formuliert: Sie ermessen – inhaltlich und theologisch – das Lebenswerk und die Botschaft Jesu. Sie begreifen, dass sich nun nach der Himmelfahrt

und dem Abschied von Jesus ihre Rolle ändert: „Ihr werdet meine Zeugen sein in Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde.“ (Apg 1,8) Jerusalem – als von alttestamentlicher Verheißung getränkter Boden – ist der Ort der Geistsendung: Die Endzeit bricht an; der Geist ist ausgegossen. Die Pfingsterzählung illustriert mit tief theologischen Motiven und Farben das Wesen und die Funktion des Geistes im Leben der ersten Christen. Im Anschluss an die Pfingsterzählung beschreibt Lukas in eindrücklichen

Bildern das Leben der Urgemeinde: Der Geist bewegt die Menschen zu einer neuen Form solidarischen Handelns!

Doch auch das Leben der frühen Christen verläuft nicht konfliktfrei. Auch die Urgemeinde weiß um Spannungen. Es kommt zum Streit zwischen Hebräern und Hellenisten, zwischen dem aramäisch-sprachigen und dem griechisch-sprachigen Teil der Jerusalemer Gemeinde. Um den Konflikt zu beenden, wird ein Gremium von sieben Diakonen installiert: Sie sollen für die tägliche Versorgung der Witwen und Waisen Sorge tragen. Stephanus ist einer der Diakone. Er wird unter der Regie von Paulus gesteinigt.

Die Christen werden aus Jerusalem vertrieben und ins Umland versprengt. Der zweite Teil der Apostelgeschichte



Athen, im ersten nachchristlichen Jahrhundert einer der großen Stätten der Gelehrsamkeit, sah den Apostel Paulus wirken, so auf dem Aeropag im Diskurs mit der Philosophie.

Foto: canva.com

beginnt. Das Christentum fasst Fuß in den Gebieten von *Judäa und Samaria*. Wie so oft in der Apostelgeschichte ist der Konflikt nur ein willkommener Nährboden für weiteres Wachstum: für die Ausbreitung des Glaubens. Die Vertreibung ermöglicht erste zaghafte Verkündigungsversuche und beschert erste Missionserfolge: Es kommt zur Bekehrung des äthiopischen Kämmerers (Apg 8,26–40) und des römischen Hauptmanns Cornelius (Apg 10). Vor allen Dingen aber wird Paulus – der erbitterte Gegner – ein Christ (Apg 9,1–19).

Den entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte stellt jene Versammlung in Jerusalem dar, von der in der Mitte der Apostelgeschichte erzählt wird (Apg 15). Es soll die Streitfrage geklärt werden, ob Menschen aus der Völkerwelt Christen werden können. Welche Bedingungen müssen erfüllt werden?

Müssen Heiden zunächst Juden werden, um Christ sein zu können? Muss man sie beschneiden und auf das jüdische Gesetz verpflichten? Feierlich klingen die Worte am Ende der Versammlung: „Der Heilige Geist und wir haben beschlossen, euch (sc. den Heiden) keine weitere Last aufzuerlegen als diese notwendigen Dinge: Götzenopferfleisch, Blut, Ersticktes und Unzucht zu meiden.“ (Apg 15,28–29)

Das ist der Durchbruch.

Im dritten Teil explodiert die geographische Perspektive. Paulus trägt das Evangelium an die verschiedensten Orte und in die – von Jerusalem aus gesehen – denkbar entlegensten Kulturkreise: vor Philosophen und Handwerker, zu Juden und Griechen, vor einfache Bürger und politische Mandatsträger. Was die Apostelgeschichte hier beschreibt, ist in der Tat der „Siegzug des Evangeliums“. Mit Rom, dem letzten Ort der Apostelgeschichte, ist zwar nicht das Ende, aber doch der Nabel der Welt erreicht. Rom ist der ideale, aussagekräftige und hoffnungsfroh stimmende Schlusspunkt der Erzählung: Nun stehen dem Evangelium – von der Hauptstadt des Reiches aus – alle Wege offen!

Große Gestalten

Nicht weniger als 117 Personen treten im Lauf der Apostelgeschichte namentlich auf. Das muss man sich vorstellen: 117 verschiedene Personen, Namen, Gesichter und Biografien. Die Apostelgeschichte ist der Namensspeicher des Neuen Testaments!

Lukas lässt durch diese zahlreichen Portraits etwas deutlich werden: Wenn der Glaube wachsen soll, wenn die Verkündigung gelingen soll, dann durch das persönliche Zeugnis. Die Verkündigung braucht Menschen-Medien und Vorbilder: Namen und Personen, die individuelle Biografie und das persönliche Zeugnis.

Die Liste ist lang. Sie umfasst Petrus, Paulus, Stephanus, Philippus und Cornelius, aber auch Lydia, Tabita und Priszilla. Ohne diese starken und mutigen Frauen lässt sich die Ausbreitung des frühen Christentums überhaupt nicht erklä-

ren. Die Geschichte lebt vom Einsatz jedes und jeder Einzelnen: 117 verschiedene Personen, Gesichter, Beispiele...

Das ist, wie wenn Lukas sagen wollte: Du suchst Vorbilder? Hier sind sie! Du brauchst Beispiele? Dann schau hin! Ihr fragt, wie es konkret weitergehen soll? Lasst euch von diesen Figuren an der Hand nehmen. Sie sind überzeitliche Modelle!

Ein offenes Ende

Die Apostelgeschichte entführt uns auf eine so spannende wie abenteuerliche Reise. Am Ende angekommen, bleibt man jedoch fragend und verwundert stehen. Die Schlussworte der Apostelgeschichte lauten nämlich: Paulus „blieb ganze zwei

Jahre in seiner eigenen Mietwohnung und nahm alle auf, die zu ihm kamen. Er predigte das Reich Gottes und lehrte über den Herrn Jesus Christus mit allem Freimut, ungehindert.“ (Apg 28,30–31)

Paulus ist in Rom angekommen. Er steht unter Bewachung und ist gefangen in seinen eigenen vier Wänden. Er wartet auf seinen Prozess und das Urteil. Lukas aber schildert nicht den Ausgang des Verfahrens. Am Ende steht nicht das Martyrium von Paulus. Die Biografie des Völ-

kerapostels wird nicht zu Ende erzählt.

Immer wieder wurde die Frage laut, ob diese Verse überhaupt das richtige und passende Ende des Werks sein können. Ging ein Teil des Werks verloren? Wollte Lukas noch einen dritten Teil schreiben? Mitten in der Verkündigung von Paulus reißt die Erzählung der Apostelgeschichte ab.

Und das ist gut so! Lukas stellt an das Ende seines Werks keinen Grabstein, sondern ein Denkmal. Er prägt den freimütigen Verkündiger Paulus ein. Er setzt keinen Punkt hinter die Erzählung, sondern einen Doppelpunkt: Die Leserinnen und Leser können an die Biografie von Paulus anknüpfen, dort weitermachen, wo die Geschichte endet. Paulus gibt den Stab weiter. Das Evangelium wurde unter großen Mühen nach Rom gebracht: bis an die Türschwelle der Adressaten. Ihre Aufgabe ist es nun, fortzuführen, was die Urahnen des Glaubens begonnen und bezeugt haben.

Insofern endet die Apostelgeschichte gar nicht. Sie öffnet sich immer wieder auf neue Lebenswelten hin. Sie erzählt von einer Geschichte, die von weit herkommt, aber immer wieder ins Leben und die Biografie ihrer Leserinnen und Leser münden will. Wir sind noch immer in derselben Geschichte! ■



Die Apostelgeschichte endet im antiken Rom – oder auch nicht. Denn sie hat ein offenes Ende, von dem aus es weiter geht bis heute.

Foto: canva.com

Das vollständige Referat von Hans-Georg Gradl finden Sie als Video und als Audio auf unseren YouTube-Kanälen sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video, unter [folgendem Link](#) können Sie das Audio nachhören. (Sie finden Video und Audio auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Napoleon Bonaparte

Mehr ein Eroberer – weniger ein Staatsmann

GESCHICHTE

Am 5. Mai 2021, auf den Tag genau 200 Jahre nach seinem Tod, ging es in der Katholischen Akademie in Bayern um Napoleon. Wir zeichneten an diesem Nachmittag das Referat des Frankreichkenners und Historikers Dr. Johannes Willms auf, der unter dem Titel *Was kann Napoleon uns 200 Jahre nach seinem*

Tod noch bedeuten? wichtige Facetten im Leben und besonders auch im Nachleben des Franzosen-Kaisers skizzierte. Das vielgesehene Video wurde dann einen Monat später, am 7. Juni 2021, noch in einem Zoom-Gespräch mit dem Experten diskutiert.

Eine Einführung

von Robert Walser

Sich als kirchliche Akademie mit einem bekanntlich alles andere als kirchenfreundlichen Staatsmann zu befassen, der noch dazu bereits seit 200 Jahren tot ist, erscheint in der heutigen Zeit, in der Erkenntnisse und Nachrichten eine sehr kurze Halbwertszeit haben, erklärungsbedürftig. Einige kritische Reaktionen lösten unser Video und das Audio mit dem Referat von Johannes Willms über Napoleon und dann auch die Ankündigung des Zoom-Gesprächs zum Thema schon aus. Wenn gleich wir auch viel Zustimmung erfuhren: Video und Audio, die sich in unseren YouTube-Kanälen finden, stießen mit schon bald nach der Veröffentlichung zusammen rund 1000 Klicks auf großes Interesse. Die Diskussion auf Zoom war ebenfalls sehr lebhaft und interessant.

Neben dem erfreulichen öffentlichen Echo, überwiegen auch bei einer inhaltlichen Bewertung unseres Themas die positiven Elemente. Zum einen war und ist es uns wichtig, Ereignisse aus der Vergangenheit generell nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Besonders dann, wenn diese – für Ereignisse rund um Napoleon gilt das besonders – für die Gegenwart

noch von großer Bedeutung sind. Unabhängig von der Intention des französischen Kaisers und „Vollenders der Revolution“ und auch jenseits einer moralischen Wertung stehen die Modernisierungen in Staat und Gesellschaft, die territorialen Änderungen in der deutschen Staatenwelt, die auch auf die kirchlichen Strukturen unmittelbare Auswirkungen hatten, sowie die Neuerungen in vielen anderen Feldern auf der „Wirkungsliste“ Napoleons.

Doch das ist nur der eine Teil.

Denn im nachfolgenden Text, den einer der besten deutschen Kenner Napoleons, der Münchner Historiker und Publizist Dr. Johannes Willms, verfasste und in dem er sein auf Video und Audio aufgezeichnetes Referat noch einmal bearbeitete, geht es dann auch nicht in erster Linie um die Taten des „großen Korsen“, wenngleich diese natürlich dargestellt werden. Sondern – das führt schon der Titel aus – der Autor analysiert, was Napoleon uns heute noch bedeutet, wie er uns heute noch herausfordert. Der französische Schriftsteller, Politiker und Diplomat François-René de Chateaubriand (1768–1848), den Johannes Willms schon in einem Ankündigungstext zitiert hatte, bemerkte in seinen *Mé-*

moires d'outre tombe über Napoleon: „Nach dem Despotismus seiner Person werden wir noch den Despotismus seiner Erinnerung erleiden müssen. Dieser Despotismus ist noch viel dominierender.“

Und so schaut sich Johannes Willms die Erinnerung an Napoleon in verschiedenen Ländern und in sehr verschiedenen Zeiten an. So auch in Deutschland, „wo man sich von ihm eine in unterschiedlichen politischen Farben gemalte Vorstellung machte, die endgültig von den Nazis verhunzt wurde, die eine *Wesensgleiche* zwischen Napoleon und Hitler feststellten“, um Johannes Willms zu zitieren.

Auch in Frankreich wurden seine Person und seine Errungenschaften je nach politischer Großwetterlage sehr unterschiedlich bewertet. Lange Zeit sehr hochgehalten, hat die Republik heute ihre liebe Mühe und Not mit dem Erbe des Korsen, der es nicht verstanden habe, stabile und legitime staatliche Verhältnisse aufzubauen, wie Willms feststellt.

Begleiten wir unseren Autor auf der Erinnerung an Napoleon durch zwei Jahrhunderte. ■

Was Napoleon Bonaparte uns zweihundert Jahre nach seinem Tod bedeuten kann

von Johannes Willms

Von allen großen Menschen, deren Abbild in früheren Zeiten in Stein gemeißelt oder in Bronze gegossen auf Denkmalsockel gestellt oder deren Porträts Künstler auf Leinwänden zur Vorstellung brachten, hat Napoleon am wenigsten menschliche Züge. Obwohl sein Leben vorzüglich dokumentiert ist, seine immense Korrespondenz mustergültig ediert vorliegt, zahlreiche Zeitgenossen und Weggefährten ihn in ihren Memoiren geschildert haben, erschließt sich einem sein menschliches Wesen so gut wie nicht. Freunde oder Freundschaften sind von ihm nicht bekannt und sein Verhältnis zu Frauen war von Misogynie geprägt. Frauen galten ihm nicht als vollwertige, geschweige dem Mann gleichberechtigte Wesen, sondern nur als Gebärmaschinen, die ihm möglichst viele Soldaten für seine Kriege liefern sollten.

War Napoleon also ein Unmensch? Die Frage muss man verneinen, denn ihm fehlte auch das menschliche Gefühl, das einen solchen kennzeichnet: der Hass. Ihn plagte auch kein Wahn. Weder war er ein Glaubenskämpfer, ein Fanatiker, noch gar ein Revolutionär oder Freiheitskämpfer. Er verachtete Theologien wie Ideologien. Mit der Kirche suchte er sich nur zu arrangieren, weil diese mit ihrer Macht über die Seelen ein Konkurrent war. Für die Seelen hatte er kein Interesse, wohl aber für die Menschen. Die Beherrschung der Menschen war für ihn die Voraussetzung dafür, die Macht mit jener unwiderstehlichen Effizienz auszu-

üben, deren Mittel ihm von der Revolution bereitgestellt worden waren. Diese Mittel waren nicht neue Waffen, neue Technologien, wie man heute sagen würde, sondern neue Menschen.

I.

Als die Französische Revolution durch eine Koalition der alten Mächte Europas bedroht wurde, deren Heere in Frankreich einfielen, um die dortigen Umstürzler zu

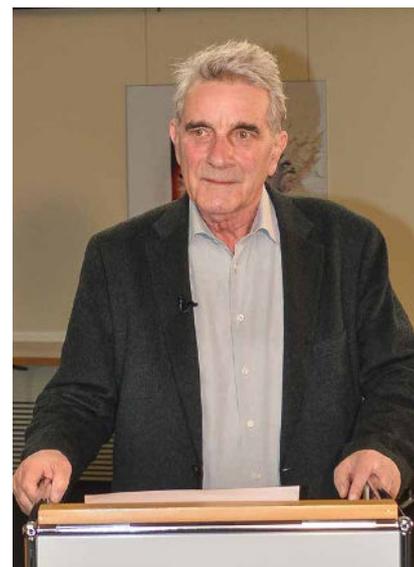
züchtigen und dem König wieder sein angestammtes Recht zu verschaffen, wurden sie zurückgeschlagen von der Armee der *Levée en masse*, einem Heer, das dank der allgemeinen Wehrpflicht aufgestellt worden war. Die von der Revolution verkündete Wehrpflicht verschaffte den Soldaten etwas, was sie zuvor nicht hatten und auch den Sol-

daten ihrer Gegner abging: Ehre. Das Empfinden dieser Ehre speiste sich aus dem Erlebnis, die Errungenschaften der Revolution und Frankreichs zu verteidigen. Es war eine Armee aus freien Menschen, die für die Freiheit bereit waren, ihr Leben, ihre körperliche Unversehrtheit in die Schanze zu schlagen. Verbunden damit war noch eine andere Errungenschaft, die ihnen ebenfalls die Revolution gebracht hatte: Das Erlebnis der Gleichheit, dass jeder gleichviel gilt, ob Bauer oder Bäcker, Schuster oder Tagelöhner. Als Soldaten

der Revolution teilten sie sich alle in das Versprechen, dass ein jeder von ihnen den Marschallstab im Tornister trage.

Das verlieh den Revolutionssoldaten ein Selbstbewusstsein, die Einsicht in die je eigene Bedeutung, die den Revolutionsarmeen eine ganz neue, unerhörte Kohärenz und damit von vorneherein auch eine Überlegenheit über ihre Gegner verschaffte. Deren Armeen waren mit eiserner Disziplin mühsam zusammengehalten und durch öden Drill abgerichtete Verbände, die wegen ihrer notorischen Unzuverlässigkeit immer nur zu großen Massen zusammengeballt geführt wurden und dementsprechend unbeweglich waren. Ihre Offiziere waren so gut wie ausnahmslos Adelige, die auf die einfachen Soldaten mit Verachtung herabblickten, sie für uniformiertes Gesindel hielten, das jede Gelegenheit zu desertieren, zu marodieren und zu plündern nutzen würde. Ihre Befehlshaber waren ausschließlich Angehörige des höheren und höchsten Adels, von Gicht wie von Dünkel geplagte alte, verknöcherte Männer, die ihren Rang oft genug nur ihrer Herkunft, aber nicht ihren Fähigkeiten verdankten.

Die Unterschiede sind größer gar nicht denkbar: Einerseits eine junge, hochmotivierte Truppe, die für ihr Land, für die Ideale von Freiheit und Gleichheit einstand, Soldaten die kämpften, weil sie Chance hatten, in die Offiziersränge aufzusteigen, die also hochmotiviert waren und andererseits zwar waffenstarrende Verbände, die aber nur unter der permanenten Androhung furchtbarer Strafen in einen Kampf zogen, dessen Sinn und Zweck sich ihnen nicht erschloss.



Dr. Johannes Willms, Historiker und wissenschaftlicher Buchautor

Die Revolutionsarmee bestand aus freien Menschen, die für die Freiheit, die Gleichheit und die Ehre bereit waren, ihr Leben, ihre körperliche Unversehrtheit in die Schanze zu schlagen.

Die Soldaten der Revolution waren Napoleons wichtigste Waffe, die er stets dadurch zu schärfen verstand, dass er ihre Motivation stärkte. Das gelang ihm umso besser, als er selbst ein Soldat der Revolution war, er das lebendige Beispiel dafür vorstellte, dass man mit Können und Geschick in die höchsten Ränge gelangen konnte.



Napoleon wusste um die Macht der Bilder: Historienmaler Louis Jacques David malte den jungen General in heroischer Pose bei der Überquerung des Schweizer St.-Bernhard-Passes.

Im Alter von 27 Jahren wurde er 1796 Oberbefehlshaber der französischen Armee, die in Italien gegen Österreich operieren sollte. Trotz seines Ranges blieb Bonaparte, wie er bis zu seiner Selbstkrönung als Kaiser 1804 hieß, ein *soldiers soldier*, wie man sagt, einer, der die Nähe zur Truppe nicht mied, sondern diese suchte, der mit und unter seinen Soldaten lebte und ihre Entbehrungen teilte, der ihre Sprache sprach, sich ihren Nöten und Hoffnungen gegenüber offen zeigte, ohne jedoch Disziplinlosigkeit zu tolerieren. Er war der Chef, der begeisterte und diese Begeisterung trug mit dazu bei, dass er mit seiner Kriegführung binnen kurzer Zeit beispiellose Erfolge errang, es ihm gelang, mit seinen nach Ausrüstung und Zahl unterlegenen Truppen die stets viel größeren und lange Zeit auch besser gerüsteten Verbände des Gegners zu schlagen und diesen schließlich zu einem Friedensschluss zu zwingen.

Diese Erfolge waren natürlich auch seiner überlegenen Strategie und Taktik geschuldet, deren wichtigste Voraussetzung die hohe Motivation seiner Truppen war, die natürlich durch die Erfolge, die sie unter seiner Führung errangen, enorm gesteigert wurde. Das verschaffte der Italienarmee binnen kürzester Zeit einen *Esprit de Corps*, der ihr eine unwiderstehliche Siegesgewissheit verlieh, die Bonaparte mit großem Geschick propagandistisch für sich zu nutzen verstand, indem er pausenlos Siegesmeldungen, in denen die Soldaten und Einheiten, die sich besonders hervorgetan hatten, namentlich genannt wurden, nach Paris schickte. Diesen Nachrichten folgten zum Beweis die Fahnen, die man beim Gegner erobert hatte.

Das war geschickte Propaganda. Dazu gehörten auch die beiden Zeitungen, die von der Italienarmee veröffentlicht und die nicht nur auf dem Kriegsschauplatz, sondern auch in Paris vertrieben wurden. Dazu gehörten ferner auch Kupferstiche,

mit denen von Bonaparte engagierte Künstler über herausragende Heldentaten wie etwa den Sturm über die Brücke von Lodi oder über die von Arcole oder den Einzug der französischen Truppen in Mailand im Bild berichteten. Diese Stiche ließen sich in vergleichsweise großen Stückzahlen herstellen und zu geringem Preis in ganz Frankreich von Kolporteurs verhöckern.

Schließlich geizte er auch nicht mit Belobigungen und Beförderungen, vor allem aber, und das war keineswegs der geringste Grund, warum ihm die Truppe blindlings ergeben war, zahlte er wenigstens die Hälfte von deren Sold in klingender Münze aus, während sich die französischen Revolutionssoldaten sonst mit den fast wertlosen Assignaten, dem Papiergeld der Revolution, begnügen mussten, als dessen Sicherheit der wegen Überangebots an rapidem Wertverlust leidende Verkauf von enteignetem Kirchengut diente. Solche Großzügigkeit kostete Bonaparte nichts, denn seine Feldzüge in Italien gehörten zu den wenigen militärischen Unternehmungen, die wesentlich mehr an Geld abwarfen, als sie vernichteten. Die Armee lebte aus dem Land, ernährte sich im *Belpaese* gewissermaßen vom *Belpaese*.

Außerdem mussten die jeweils revolutionär befreiten, also die eroberten Gebiete und Städte saftige Kontributionen zahlen, die dann durch regelmäßige Steuerleistungen abgelöst wurden, deren Erträge zu einem erheblichen Teil nach Frankreich flossen und die Pariser Regierung, das Direktorium, vor dem ihm ständig drohenden Bankrott bewahrten. Seine Fortüne, die fortgesetzten militärischen Erfolge wie dieser nicht abreißende Geldstrom aus dem reichen Italien machten Bonaparte schnell zu einer wichtigen und vor allem unersetzlichen Figur auf dem politischen Schachbrett der Revolution.

II.

Mit all dem, mit seinen militärischen Erfolgen, die er mit dem von ihm erzwungenen Friedensschluss von Campo Formio vom Oktober 1797 krönte, wie den finanziellen Zuwendungen, von denen das Revolutionsregime in hohem Maße abhängig war, stellte sich Bonaparte Wechsel auf die eigene Zukunft aus, die er mit dem Putsch vom 18. Brumaire, dem 9. November 1799 einlöste, der ihm zunächst als Erster Consul und dann vier Jahre später als Kaiser Napoleon die Macht in Frankreich verschaffte. Allein die von ihm bis dahin erbrachte Leistung als Glücksritter der Revolution, die in den ersten vier Jahren nach seinem Putsch ihre Fortsetzung darin fand, dass er mit allen Mächten, die gegen die Revolution Krieg geführt hatten, Frieden schloss und er zum weiteren seine enorme Energie darwandte, das von der Revolution aufgewühlte Frankreich zu beruhigen und dem Land eine innere Ordnung zu verschaffen, die bis heute Bestand hat, hätte natürlich vollauf genügt, sich seiner Person und seines Wirkens noch heute zu erinnern. Jedoch, damit ließ er es nicht bewenden ...

Bonapartes Feldzüge in Italien gehörten zu den wenigen militärischen Unternehmungen, die wesentlich mehr an Geld abwarfen, als sie vernichteten.

Nicht mit Bonaparte, sondern mit Napoleon stellt sich indes die Frage, was er uns heute noch bedeuten kann. Als Napoleon, als Kaiser also, glied er sich dem in Europa damals herrschenden politischen Standard an, der als Staatsform nur die Monarchie kannte. Diese „Normalisierung“ besiegelte gleichsam das von Bonaparte nach seinem Putsch gemachte Versprechen, die Revolution sei beendet. Die Revolution hatte König und Monarchie in Frankreich beseitigt und wurde nun ihrerseits zwölf Jahre später durch Kaiser und Kaiserreich verdrängt. Das aber war nur eine Änderung der Firma: Napoleon war nicht Kaiser von Gottes Gnaden, sondern von Gnaden der Revolution. Das hat Napoleon auch nie versucht, zu verleugnen, auch wenn er mit seiner Herrschaft der Revolution viel von ihrem verführerischen Glanz nahm und er von der revolutionären Trias, die Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit verhielt, allein die Gleichheit zur Regel seines Handelns machte.

Das Postulat der Gleichheit, das Gleichheit vor dem Gesetz meinte und damit eo ipso auch die prinzipielle Chancengleichheit implizierte, zu dem sich Napoleon auch als Kaiser bekannte, war für sich genommen noch immer revolutionär genug, um im monarchischen, im ständisch verzopften Europa, in dem die Ungleichheit das geltende gesellschaftliche Ordnungsprinzip war, die Menschen mit Angst oder Hoffnung zu erfüllen.

Lassen wir die Erörterung der Anlässe beiseite, die 1805 zum Ausbruch der von der Geschichtswissenschaft sogenannten „Napoleonischen Kriege“ führten, die bis 1815 in Europa tobten und die alte Ordnung des Kontinents zerstörten. Ein Grund, der in diesem Zusammenhang nie genannt wird, ist vielleicht der, dass den frisch gekrönten Kaiser das Empfinden plagte, sich als Staatsmann zu verlieren, als den er sich seit dem Putsch von 1799 bewiesen hatte. Er war Soldat, Feldherr und als solcher sehr erfolgreich gewesen. Allein diese Gewissheit musste ihn dazu verlocken, auf dieser Bahn, mit den neuen Möglichkeiten und gestützt auf das Potential eines großen Staates, der, wie ihm bewusst war, in vieler Hinsicht viel effizienter und besser organisiert war als die anderen Staaten, entschlossen voranzumarschieren.

Die Drei-Kaiser-Schlacht von Austerlitz am 2. Dezember 1805, dem ersten Jahrestag seiner Kaiserkrönung, in der die Franzosen unter Führung Napoleons die von ihren gekrönten Häuptern befehligten Armeen von Russland und Österreich vernichtend schlugen, musste ihm als der Beweis für die Richtigkeit seines Entschlusses erscheinen. Schon mit Austerlitz war er der Herrscher Europas. Österreich sah sich zu einem Frieden genötigt, der es dazu zwang, das Deutsche Reich mit seinem karnevals bunten Zaunkönigtümern sowie die Schweiz und Italien ganz dem Einfluss und der Gestaltungsmacht des französischen Kaisers zu überlassen. Der hatte, nicht zuletzt dank seiner zuvor in Italien gemachten einschlägigen Erfahrungen, die Routine wie die Blaupause die deutsche Staatenwelt nach seinen Vorstellungen zu ordnen.

III.

Wäre Napoleon mehr Staatsmann als Feldherr und Eroberer gewesen, dann hätte sich ihm jetzt die einmalige Chance geboten, Deutschland und Italien in einer staatlichen Ordnung zu vereinen, deren Bestandsgarantie Frankreich als der Führungsmacht des Kontinents zugefallen wäre. Derlei lag ihm jedoch sehr fern, denn er gab der Verlockung nach, weiter zu siegen, weiter zu erobern. Das verriet in schöner Deutlichkeit Napoleons Proklamation vom 27. Dezember 1805, mit der die Absetzung der über das Königreich Neapel herrschenden Bourbonen angekündigt und die von

einer umgehend in Marsch gesetzten französischen Armee vollzogen wurde. Die Rechtfertigung, an der es ihm nie mangelte, war diesfalls, dass das Königreich Neapel die gegenüber Frankreich eingegangene Neutralitätsverpflichtung verletzt habe.

Neapel lieferte Napoleon den willkommenen Vorwand, die einmal begonnene Expansion fortzusetzen: Die Französische Revolution, als deren Vollstrecker und Vollender er sich ver-

stand, hatte mit Ausnahme des französischen noch keinen anderen europäischen Thron umgestürzt. Neapel bot Napoleon jetzt die willkommene Gelegenheit einer Doppelpremiere, die das Muster für die von ihm beabsichtigte politische Neuordnung Europas lieferte: Die Bourbonen wurden ihres Thrones beraubt, auf dem Napoleons ältester Bruder Joseph als gekrönter Herrscher installiert wurde. Diesem Vorbild folgend wurde eine durch Machtdelegation an weitere Familienmitglieder des Bonaparte-Clans übertragene Herrschaft in anderen von ihm eroberten Ländern die Regel.

Da nach Napoleons Überzeugung der Friede nur eine Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln sei, folgte die von ihm angestrebte politische Neuordnung Europas vor allem auch der Maßgabe, dass die neue Staatenwelt ganz der Fuchtel Frankreichs unterstand, wurden ihr Kontributionen und Steuern oder Quoten für die Bereitstellung von Soldaten und Kriegsmaterial diktiert. Das bestimmte auch Napoleons Handeln in Deutschland, auch wenn hier die Neuordnung der Staatenwelt von dem in Italien bewährten Schema abwich. Das änderte aber nichts am Prinzip seines Agierens, das hinter der potemkinschen Fassade des von ihm gestifteten Rheinbunds genau das gleiche war.

Der Rheinbund war ein Diktat Napoleons, mit dem am 17. Juli 1806 die Fürsten der 16 Gründerstaaten des Rheinbunds zum Beitritt zu diesem Bund gezwungen wurden. Im Falle einer Weigerung wurde ihnen die Mediatisierung, die entschädigungslose Enteignung ihrer Macht und Herrlichkeit angedroht. Mit ihrer Mitgliedschaft im Rheinbund vollzogen dessen Genossen ihre Entmündigung. Sie war der Preis, den die Herrscher für ihre Unabhängigkeit von Kaiser und Reich wie für die Souveränität innerhalb ihres Herrschaftsgebiets entrichten mussten. Mit dem bis 1808 erfolgenden Beitritt der mit Ausnahme von Preußen und Österreich restlichen 23 deutschen Staaten zum Rheinbund wurde endgültig die von Napoleon verfolgte Machtlogik offenbar: Der Rheinbund, als dessen Schirmherr Napoleon fungierte, sollte ihm

Napoleon hätte Deutschland und Italien in einer staatlichen Ordnung zusammenführen können, wäre er mehr Staatsmann als Feldherr und Eroberer gewesen.

als Instrument dienen, Deutschland politisch wie militärisch zu beherrschen. Der Rheinbund war insofern nichts anderes als der Prototyp des von uns noch lebhaft erinnerten Systems des Warschauer Pakts.

Auch wenn jeder Vergleich hinkt, so macht dieser dennoch darauf aufmerksam, dass auch der Rheinbund eine Allianz vorstellte, in der die beiden Kontrahenten, Frankreich und die Bundesfürsten, höchst ungleich verteilte Lasten zu schultern hatten. Napoleon verschaffte sich mit dem Rheinbund die alleinige Verfügung über die Außenpolitik, die Soldaten und schließlich auch die Ressourcen seiner Mitgliedstaaten. Das nahm diese gleichsam in Geiselhaft und machte sie in ihrem Wohl und Wehe allein von der weiteren Fortüne und dem guten Willen Napoleons abhängig. Das war nichts anderes als ein Regime blanker Willkür, das nur deshalb erstaunlich wenig Schaden anrichtete, weil es nur von kurzer Dauer war, denn schon nach der Leipziger *Völkerschlacht* im Oktober 1813 war der Rheinbund in völliger Auflösung begriffen.

IV.

Im Lichte der Fragestellung meiner Ausführungen, was uns Napoleon zweihundert Jahre nach seinem Tod noch bedeuten kann, will ich auf zwei Hypothesen aufmerksam machen, die aus der Praxis des Rheinbunds herrühren und die zwar versteckte, aber gleichwohl fatale Spätfolgen hatten. Die eine dieser Hypothesen lässt sich mit der Bestimmung der Bundesakte identifizieren, die eine Mediatisierung, also eine Beseitigung aller Herrschaftsprivilegien von Reichsrittern, Grafen, Herzögen und Fürsten unterhalb der Ebene der über die einzelnen Staaten weiterhin herrschenden Fürstentümer vorsah. Der gesamte niedere und mittlere Adel wurde damit in Bausch und Bogen zu – allerdings privilegierten – Untertanen. Damit ist gemeint, dass der mediatisierte Adel alle Besitz-, Herrschafts- und Feudalrechte behalten durfte, sofern diese nicht einen wesentlichen Bestandteil der Souveränität darstellten.

Das zeigt, dass Napoleon keinerlei Interesse daran hatte, die gesellschaftlichen Errungenschaften der Revolution zu exportieren. Ihm war es nur darum zu tun, sich die reibungslose Unterstützung seiner Vasallen zu sichern. Auch wenn damit die politische Geographie Deutschlands erheblich vereinfacht, die staatlichen Verwaltungen vereinheitlicht und die in Jahrhunderten verfilzten Herrschaftsstrukturen aufgebrochen und entrümpelt wurden, entsprach das alles keineswegs den eigentlichen Absichten Napoleons. Alle diese Veränderungen, die sich fraglos als Fortschritt oder Modernisierung qualifizieren lassen, waren lediglich unbeabsichtigte Nebenfolgen eines Handelns, das allein darauf aus war, die deutschen Vasallen-Fürsten optimal zu befähigen, Napoleon wirksam und willig zu unterstützen.

Im Lichte späterer Erfahrungen muss man jedoch die Konzessionen, die dabei für den mediatisierten Adel in Deutschland abfielen, sehr kritisch beurteilen, denn damit wurde eine Schicht konserviert, die wegen ihrer durch nichts mehr gerechtfertigten gesellschaftlichen Ausnahmestellung mancher-

orts und das noch bis heute das Milieu in ländlichen Gebieten und kleinen Städten Deutschlands dominiert. Wer das als eine lediglich folkloristische Arabeske ansieht, verkennt, dass die Nachkommen dieses Adels nach dem Ende der Monarchie in Deutschland 1918 alles andere als musterhafte Demokraten wurden. Das kann man in gewisser Weise sogar verstehen, aber dabei sollte man auch nicht übersehen, dass viele dieser Adeligen in hellen Scharen Hitler zuliefen, den sie womöglich für einen Wiedergänger Napoleons hielten. Entscheidend ist, dass die Akklamation des Adels für Hitler dessen Reputation in weiten Teilen der Gesellschaft erheblich verbesserte.

Zum weiteren muss man feststellen, dass die um ihr revolutionäres Erbe weitgehend amputierte Modernisierung der deutschen Verhältnisse, die Napoleon immer gutgeschrieben wird, einen wesentlichen Beitrag dazu leistete, im weiteren Verlauf der Geschichte eine organische Nationalstaatsbildung in Deutschland und Italien nicht, wie oft angenommen, zu beschleunigen, sondern diese zu verzögern, wenn nicht geradezu zu vereiteln. Zu diesem Schluss nötigt die Feststellung, dass ausgerechnet Italien und Deutschland, die beiden Nationen, die am nachdrücklichsten der napoleonischen „Modernisierung“ ausgesetzt waren, auch die waren, die im 20. Jahrhundert Faschismus und Nationalsozialismus hervorbrachten.

Diese These steht, ich weiß, in einem nicht vermittelbaren Widerspruch zu den

vorgeblich segensvollen Modernisierungen, die Napoleons Herrschaft in Deutschland bewirkt habe. Als Beweis wird immer auf den *Code Napoleon*, den angeblich in Rechtsnormen gegossenen Revolutionsfortschritt, verwiesen. Tatsächlich wurde dieses Gesetzbuch vollumfänglich lediglich in den von Frankreich annektierten linksrheinischen Gebieten sowie in den beiden Großherzogtümern Baden und Berg eingeführt, die beide aus unterschiedlichen Gründen mit Frankreich besonders eng verbunden waren. In den beiden Großherzogtümern wurde die vorgeblich modernisierende Wirkung des *Code* aber dadurch beschnitten, dass dessen eigentumsrechtliche Bestimmungen einen wesentlichen Beitrag dazu leisteten, die alten feudalrechtlichen Privilegien des Adels zu konservieren und in Eigentumstitel zu verwandeln, da diese hier im Unterschied zu den linksrheinischen Gebieten Deutschlands nicht beseitigt worden waren.

Ein weiterer hartnäckig sich behauptender Wahn besagt, der Rheinbund sei zumindest der Versuch einer Antwort auf die deutsche Frage gewesen, die sich mit der Zerstörung des Alten Reichs gestellt habe. Der Rheinbund, so wird argumentiert, sei eine Präfiguration eines *dritten Deutschland* gewesen, das die Bedingung der Möglichkeit vorgestellt habe, dass sich die deutschen Klein- und Mittelstaaten in einer föderalen Ordnung organisierten, die ihnen ihre Unabhängigkeit von den beiden deutschen Großmächten Preußen und Österreich garantiert hätte. Das jedoch war ein Traum, dessen Verwirklichung der real existierende Rheinbund vereitelte, denn dieser war nie als eine sich selbst organisierende und verwaltende föderale Entität angelegt.

Geltung und Wirksamkeit des Rheinbunds wurde allein durch die von Frankreich ausgeübte Kontrolle der einzelnen

Napoleon hatte keinerlei Interesse daran, die gesellschaftlichen Errungenschaften der französischen Revolution nach Deutschland zu exportieren.

Mitglieder des Bundes definiert, die selbst nur eine auf die Gestaltung ihrer inneren Ordnung beschränkte Handlungsfähigkeit hatten, deren Souveränität und Unabhängigkeit ansonsten nur pompöse Kulisse war. Insofern liefert die häufig zitierte Paraphrase des Johannes-Evangeliums, die Thomas Nipperdey seiner Deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert voranstellte, „Im Anfang war Napoleon“, allenfalls nur eine Pointe für die damalige Genese eines modernen Verwaltungsstaats zum Beispiel in Bayern.

Tatsächlich muss man es bedauern, dass Napoleon nie die Absicht hatte, Deutschland zu revolutionieren. Was sein Tun bestimmte, war lediglich auf effiziente Kontrolle und Ausnutzung der Ressourcen abgestellt. Das bedingte, dass die Rheinbundstaaten zwangsweise gewisse Modernisierungsfortschritte erlebten, die zumeist nach 1815 aber wieder rückgängig gemacht wurden. Gleichwohl aber hatten diese Staaten einige wenige Errungenschaften wie auch den durch Napoleon fassonierten Geist der Revolution erlebt. Das war eine Erfahrung, die den beiden deutschen Großstaaten Preußen und Österreich völlig abging. Bei diesen beschied sich Napoleon damit, sie lediglich zu unterwerfen, sie in ihrem territorialen Umfang zu beschneiden und sie durch exorbitante Kontributionen zu schwächen, ihnen aber nicht einmal in dosierter Form revolutionäre Neuerungen zuzumuten.

Das sollte sich als fatal erweisen, denn beide Staaten machten nun in gewisser Weise ihrerseits Revolution. Preußen insbesondere, das Napoleon im Unterschied zu Österreich, besonders gründlich zu ruinieren suchte und das sich aus schierer Existenznot zu Reformen aufraffte, die sich am Beispiel der Französischen Revolution orientierten. Im Bündnis mit dem heillos reaktionären Russland, mit dessen Eroberung Napoleon eklatant gescheitert war, begehrten Preußen und Österreich gegen die Herrschaft Frankreichs auf und erreichten so mit den alten Armeen, deren Führer sich manches an den erfolgreichen Kampagnen des Gegners abgeschaut hatten, die Befreiung Deutschlands. Der

Sieg über Napoleon war die Voraussetzung für die Neuordnung Europas. Dieser Erfolg hatte indes den Preis, dass die Deutschen ihre nationale Freiheit nur unter Verzicht auf die politische Freiheit erlangten.

V.

Was also kann uns Napoleon zweihundert Jahre nach seinem Tod noch bedeuten? Als Eroberer, als Feldherr war er zweifellos ein Genie, aber gleichzeitig war er völlig unfähig, stabile und legitime politische Systeme zu schaffen. Auch davon, dass er nennenswerte Fortschritte gebracht habe, kann in der Bilanz keine Rede sein. Nach seiner Herrschaft, nach seinen Kriegen standen Frankreich und Europa in materieller wie auch zivilisatorischer Hinsicht schlechter da als zuvor. Mit welcher anderen historischen Täterpersönlichkeit, die ihres Wirkens wegen erinnert wird, ließe er sich also vergleichen? Mit Hitler? Mit Stalin? Von beiden unterschied sich Napoleon dadurch, dass seine Herrschaft immer auf der Anerkennung der Gleichheit aller vor dem Gesetz basiert war und er auch die Menschenrechte respektierte.

Ja, gewiss, er hat, was ihm heute in Frankreich vor allem zum Vorwurf gemacht wird, die Sklaverei, die von der Revolution abgeschafft worden war, wieder eingeführt. Er tat dies auf Druck der einflussreichen Pflanzler-Lobby auf den französischen Karibikinseln, deren Reichtum sich den Zuckerrohrplantagen, dem Kaffee oder Kakaoanbau und der Arbeitskraft der Sklaven verdankte. Dem Kreis dieser Plantagenbesitzer entstammte übrigens seine erste Frau, Josephine, die zumindest anfänglich deshalb großen Einfluss auf ihn ausübte, weil sie ihm das vermittelte, was ihm fehlte, er aber jetzt in seiner Position als führender französischer Staatsmann dringend brauchte: die *social graces*, den gesellschaftlichen Benimm, den Eklat des Auftretens.

Das war das eine; ein anderes war, dass Zucker, Kaffee und Kakao Genussmittel waren, auf die breite Bevölkerungsschichten nicht mehr verzichten mochten. Für einen



Fotos: canva.com

Er war ein *soldiers soldier*: Napoleon lebte mitten unter seinen Truppen, die für ihn die wichtigste Machtstütze waren. Auf unserem Bild ist der Rückzug nach dem Brand von Moskau dargestellt. Rechts: Auf der letzten Station seines Lebens – Napoleon im Exil auf der Insel Sankt Helena im Südatlantik. Der Mythos um ihn wusste auch dieses Schicksal auszuschlachten.

Politiker, dem die Zustimmung der meisten das Geschäft enorm erleichtert, auch wenn er kein Wahlamt bekleidet, hatte die Befriedigung dieser Wünsche große Bedeutung. Das hatte damals wie heute Geltung: Deutschland nimmt aus wirtschaftlichen Interessen auf China heutzutage eine Rücksicht, die nach moralischen Rücksichten oder mit dem Respekt der Menschen- und Freiheitsrechte kaum vertretbar erscheint.

Keine Minderheit wurde von Napoleon, nur weil sie eine Minderheit war, verfolgt, auch keine Glaubensrichtung. In seinem Herrschaftsgebiet sorgte er etwa für die Emanzipation der Juden, die in der deutschen Staatenwelt Bürger zweiter Klasse waren. Heinrich Heine hat ihm das mit nimmerwelcher Begeisterung gedankt.

Sich selber hat Napoleon einmal mit Jesus Christus in Beziehung gesetzt. Gegenüber einem seiner Begleiter im Exil von Sankt Helena, dem General Bertrand, sagte er am 12. Juni 1816: „Der Glaube garantiert uns die Existenz Jesu, für die uns die historischen Beweise aber fehlen. Der jüdische Geschichtsschreiber Josephus ist der Einzige, der ihn überhaupt erwähnt. (...) Er sagt nur: Jesus Christus trat in Erscheinung und wurde gekreuzigt. (...) Die Evangelisten berichten von keinem Geschehen, für das sich ein Nachweis beibringen lässt. (...) Die Evangelien enthalten nichts anderes als eine schöne Moral und wenig Fakten“.

Diese Äußerung hat ein anderer seiner Begleiter, Emmanuel de Las Cases, im *Mémorial de Sainte-Hélène* ausführlich beherzigt. Der *Mémorial* bediente sich der Lebensgeschichte Napoleons als Stoff, den Las Cases nicht nur neu zuschnitt, sondern ihn auch durch seither gemachte Erfahrungen und gewandelte Erwartungen anreicherte. Damit gelang es ihm, das vermeintliche Protokoll von Gesprächen mit dem Verbannten, also dessen Vermächtnis, so zu stilisieren und redaktionell zu bearbeiten, dass es sich den bei Erscheinen des Werks 1823 in Frankreich und Europa gängigen Ansichten der öffentlichen Meinung ein spiegeln ließ. Mit anderen Worten: Der *Mémorial* ist keineswegs, wie gern geglaubt, eine Kompilation authentischer Äußerungen Napoleons, sondern

das Buch dokumentiert sogar von ihm angeblich geäußerte Anschauungen, die seinem nachweisbaren Handeln oft völlig widersprechen. Dafür jedoch stehen diese vermeintlichen Aussagen Napoleons im Einklang mit dem damals im nachnapoleonischen Europa vorherrschenden liberalen Zeitgeist. Deshalb machten sie

Der Mémorial de Sainte-Hélène war eine Sensation und das Buch, in viele Sprachen übersetzt, wurde zu einem internationalen Bestseller.

in der Zeit, als der *Mémorial* erschien, solche Sensation und das Buch, das in die wichtigsten Sprachen übersetzt wurde, zu einem internationalen Bestseller.

Der *Mémorial de Sainte-Hélène* von Las Cases hat durch seine breite Rezeption, die bis heute schier unverändert in Frankreich anhält, einen enormen Beitrag geleistet, Mythos und Legende Napoleons zu formen. Der französische Kunsthistoriker Elie Faure veröffentlichte zu dessen 100. Todestag 1921 ein Buch über Napoleon, das den *Mémorial* ganz im Sinne jener Äußerung ausbuchstabierte, die Napoleon

gegenüber Bertrand getan hatte. Faure porträtierte Napoleon als einen Künstler und Dichter des Handelns und formulierte die kühne Behauptung, dass man ihn am besten mit Christus vergleichen könne. Dafür sprachen zahlreiche Ähnlichkeiten, die beide hätten.

Christus litt und starb auf Golgotha wie Napoleon, der dieses Schicksal auf Sankt Helena erlebte. Die Apostel verbreiteten die Botschaft Christi, so wie dies außer Las Cases auch drei weitere seiner Begleiter taten, die schon Heinrich Heine deshalb als „Evangelisten“ bezeichnete. Ganz wie Christus war auch Napoleon ein Heiland, ein Retter. Christus war Gottes Sohn und Mensch, Napoleon, ein Mensch mit göttlichen Zügen. Christus stand von den Toten auf, ganz so, wie es auch Napoleon beschieden war. Und so weiter. Lassen wir es damit genug sein. Faures Buch wurde damals sofort ins Deutsche übersetzt. Die deutsche Ausgabe wurde übrigens mit einer seltsamen Invocatio in Majuskeln geschmückt, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Sie lautet:

DEM EINEN
UNTER DEN FÜHRERN
DER KÜNFTIGEN WELTREVOLUTION
DER GÖTTLICHE KRAFT BESITZT, IHR DAS GESETZ
AUFZUZWINGEN, DAS SIE IHM IM HERZEN SCHUF

Was also kann uns Napoleon 200 Jahre nach seinem Tod noch bedeuten? Seine Geschichte wird wie die der Ilias immer wieder neu erzählt und immer neue Generationen in ihren Bann schlagen. Aber, was können wir von Napoleon lernen außer einigen Banalitäten und Binsenweisheiten wie die, dass Stolz und Arroganz unweigerlich zum Absturz führen. Oder dass ein gewisses Maß an Demut im öffentlichen wie privaten Leben immer angeraten ist. Oder dass militärische Lösungen internationaler Konflikte mehr und größere Probleme verursachen als lösen. Wahrscheinlich gründet die Faszination Napoleons darin, dass jede Generation in seinem Bild einen Spiegel sieht, der ihr die wahren Sehnsüchte, die sie umtreiben, vor Augen stellt.

Heutzutage könnte man als Ursache der Faszination seinen radikalen Individualismus vermuten, der ihn dazu anstiftete, zu siegen, zu erobern, sich absolute Macht zu erwerben, weil er schamlos wie kein anderer danach strebte, sich immerwährenden Ruhm zu erwerben. Das, so mein Fazit, ist ihm gelungen, weshalb wir noch heute, zweihundert Jahre nach seinem Ableben, uns seiner erinnern, ihn bewundern oder über ihn streiten. ■



Das vollständige Referat von Johannes Willms finden Sie als Video und als Audio auf unseren YouTube-Kanälen sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video, unter [folgendem Link](#) können Sie das Audio nachhören. (Sie finden Video und Audio auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)

Exakt 67 Mal referierte Prof. Dr. Hans Maier in der Katholischen Akademie in Bayern. Er ist damit der Wissenschaftler, Politiker, Intellektuelle und engagierte Katholik, der mit Abstand am häufigsten in unserem Haus am Rednerpult stand. Ab sofort ist die Verbindung zwischen dem ehemaligen bayerischen Kultusminister und ZdK-Präsidenten zur Akademie noch enger. Denn Hans Maier stiftete ihr einen Gutteil seiner Privatbibliothek, die in Zukunft in Schloss Suresnes eingerichtet ist.

Bei der Eröffnungsfeier der Hans-Maier-Bibliothek am 15. Juli 2021 fand Akademiedirektor Dr. Achim Budde dann auch die entsprechenden Lobesworte für den 90-Jährigen. Hans Maier sei einer der besten Freunde und engagiertesten Förderer der Akademie, es sei eine Ehre, seine mehr als 1700 Bücher aus vielen Wissensgebieten im Schloss zu beherbergen. Mit einem „Vergelt's Gott“, schloss Achim Budde seine Begrüßung.

Bücher als Vermächtnis

Die Hans-Maier-Bibliothek im *Schloss Suresnes* versammelt mehr als 1700 Bücher aus dem persönlichen Besitz von Professor Hans Maier. Der Wissenschaftler, ehem. Politiker und Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken von 1976 bis 1988, überließ der Akademie einen Gutteil seiner privaten Bibliothek, die wir in einem schönen Raum im ersten Stock des Schlosses aufgestellt haben. Damit die

Bücher dort nicht nur stehen, sondern auch genutzt werden, konnten wir die Historikerin und Promovendin Jasmin Dorfer, Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der *Monumenta Germaniae Historica* (MGH), gewinnen, die die Bücher ordnete, katalogisierte, mit Signaturen versah und übersichtlich aufstellte. ■



Jasmin Dorfer
von der MGH

Zur Begegnung mit Hans Maier anlässlich der Eröffnung der professionell eingerichteten Bibliothek (siehe Kasten) waren Mitglieder der Akademie-Gremien sowie enge Weggefährten von Professor Maier gekommen. Der 90-Jährige, der mit seiner Frau Adelheid gekommen war, zeigte sich körperlich rüstig und geistig fit. Nach der kleinen Laudatio führte Akademiedirektor Achim Budde ein gut 45-minütiges Gespräch mit dem Gast, bei dem die Themen Bildung in Zeiten von Corona, demokratische Entwicklung in Deutschland, Gefahr der Spaltung der Gesellschaft, notwendige Reformen in der Kirche näher behandelt wurden. Professor Maier hob auch die Bedeutung der Katholischen Akademie in Bayern für sein Leben hervor und bezeichnete sie neben der Universität und der Akademie für Politische Bildung in Tutzing als seine „dritte Lehrkanzel“. Die musikalische Gestal-

tung durch Stephan Heuberger auf dem Flügel war hervorragend, die Beethoven-Klaversonate E-Dur, Nr. 30, op. 109 eignete sich für diesen Anlass sehr gut.

Einweihung der Hans-Maier-Bibliothek

Weggefährten und Freunde feierten mit

Prominente Gäste wie der frühere Bundesfinanzminister Dr. Theo Waigel zollten durch ihre Präsenz dem Stifter Respekt und interessierten sich im Anschluss an einen Imbiss, der für viele Gespräche genutzt wurde, auch sehr für die Bibliothek, die im ersten Stock des Schlosses eingerichtet ist. Sie befindet sich damit in räumlicher Nähe zur Romano-Guardini-Bibliothek. ■

Das vollständige Gespräch mit Hans Maier finden Sie als Video auf unserem YouTube-Kanal sowie im Dokumentationsteil unserer Website. In der PDF-Fassung dieses Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt zum Video. (Sie finden das Video auch im [Dokumentationsteil](#) unserer Website über die Stichwortsuche.)



Oben: Auch Bundesminister a. D. Dr. Theo Waigel schaute sich interessiert in der neuen Bibliothek um. Unten: Professor Hans Maier beantwortet im Gespräch Fragen zu Politik und Religion sowie zu Bildung und zur Zukunft der Gesellschaft. Rechts: In der Bibliothek begrüßte Akademiedirektor Dr. Achim Budde den Stifter und seine Frau Adelheid Maier als die ersten Gäste.

Abschied und Willkommen

■ Nach fast 30 Jahren im Dienst der Akademie ging **Inge Ehrensberger** im Sommer in den Ruhestand. Inge Ehrensberger organisierte im Sekretariat des Hauses eine ganze Reihe von sehr wichtigen Bereichen. Sie war verantwortlich für die Verwal-



Cornelia Brotzeller kommt für Inge Ehrensberger ins Team der Katholischen Akademie in Bayern.

tung des Vereins der Freunde und Gönner, verschickte die Mitteilungen und Spendenbescheinigungen und sorgte somit dafür, dass eine wichtige Einnahmequelle der Akademie stetig sprudelte.

Die Flyer und Plakate der Akademieveranstaltungen, ebenso die Einträge zu den Veranstaltungen auf

der Website gehörten ebenso zu ihrem Aufgabenbereich wie Protokolle der Sitzungen unserer Beratungsgremien, Dienst bei Veranstaltungen, wo sie allen großen und kleinen Fragen freundlich und aufmerksam begegnete, und nicht zuletzt das Abschreiben von Referaten und Diskussionen. Besonderes Augenmerk, auch das sei erwähnt, hatte Inge Ehrensberger über Jahrzehnte beim Festlichen Abend zum Fronleichnamsausklang, wo sie federführend die Tombola organisierte. Es ist mehr als eine Floskel, wenn wir sagen: Sie wird uns fehlen.

Umso glücklicher ist die Akademie, dass wir mit **Cornelia Brotzeller** eine äußerst kompetente und bestens ausgebildete Nachfolgerin gefunden haben. Cornelia Brotzeller arbeitete vorher im IT-Bereich und war verantwortlich für Dokumentenmanagementsysteme. Auch hat sie reiche Erfahrungen im Marketing, wird in Zukunft eine zentrale Rolle bei Druck und Vertrieb unserer Flyer und anderer Drucksachen übernehmen sowie auch maßgeblich bei der Gestaltung der Programm-Flyer mitwirken. Wir freuen uns, dass sie hier ist – und das ist ebenfalls keine Floskel.

Erwachsenenbildung zur Klausur in Herrsching

■ Am 27. und 28. Juli tagte die AG EB – *Arbeitsgemeinschaft der Träger der Erwachsenenbildung in Bayern* – im Haus der bayerischen Landwirtschaft in Herrsching am Ammersee. Für die KEB nahmen Dr. **Achim Budde** sowie **Eva Jelen** und Dr. **Johanna Gebrande** teil. Mit den Kolleginnen und Kollegen der evangelischen Erwachsenenbildung, des Bildungswerks des bayerischen Bauernverbands sowie der gewerkschaftlichen Bildungswerke von *verdi* und *DGB* diskutierten sie über die Auswirkungen der Pandemie und die Konsequenzen für die Verteilung der staatlichen Fördermittel. Am zweiten Tag konnten die Diskussi-

onsergebnisse Dr. **Andrea Niedzela-Schmutte**, Referatsleiterin Erwachsenenbildung im Kultusministerium, vorgestellt werden. Denn zentrale Aufgabe der AG EB ist die Interessensvertretung gegenüber dem Kultusministerium und der Politik.



Die Verantwortlichen der Erwachsenenbildung in Bayern trafen sich zur zweitägigen Klausur.



Ihr schönster Tag – in Schloss Suresnes!

■ Heiraten im Schloss: Das Münchner Standesamt und die Katholische Akademie machen es möglich. Vom **Januar 2022** bis einschließlich **Juli 2022** steht das Schloss Suresnes im Park der Akademie für standesamtliche Trauungen zur Verfügung. Grund ist, dass unser Nachbar, das Standesamt an der Mandlstraße 14, wegen Renovierungsarbeiten längere Zeit schließen muss.

In angenehmen Gesprächen mit den Verantwortlichen des Standesamtes wurde ein Plan entwickelt, wie eine bestimmte Zahl an Trauungen wöchentlich von Mittwoch bis Freitag im Rondell des Schlosses abgehalten werden kann. Interessierte sollten sich dafür bald beim Standesamt anmelden.

Zusätzlich hat das Brautpaar die Möglichkeit, für sich und seine Gäste einen kleinen Empfang zu geben und natürlich auch Fotos zu machen. Dafür steht die Romano-Guardini-Bibliothek zur Verfügung. Die Organisation dieser zusätzlichen Angebote läuft über die Akademie. Deshalb haben wir auch Flyer entworfen und gedruckt, die im Büro des Standesamts bei der Anmeldung zur Trauung ausliegen. Daraus erfährt man alle Details, auch die Kosten und das Anmeldeprozedere für die zusätzlichen Angebote.

Gerne beantwortet auch der Leiter unseres Tagungszentrums und Gästehauses, Alexander Wilhelm, Fragen per Mail: alexander.wilhelm@kath-akademie-bayern.de



Hohe Beteiligung bei der Wahl zur MAV

■ Bereits zum zweiten Mal fand in der Katholischen Akademie eine Wahl zur Mitarbeitervertretung statt. Da der erste Urnengang – vor fast zwei Jahren – außerhalb des Turnus in der Erzdiözese München und Freising stattfand, wurden die Mitarbeiter*innen schon relativ schnell wieder an die Urnen gerufen, um jetzt die neue MAV für vier Jahre zu wählen.

Das tat aber der Freude an der Mitwirkung keinen Abbruch. Es beteiligten sich 44 von 47 Wahlberechtigten und bestimmten drei MAV-Mitglieder. Die Pandemie



ganz besonders bei allen Wähler*innen, und er begrüßte die neue MAV mit sichtlicher Freude im Amt. „Es ist wichtig, dass die Interessen der Beschäftigten in einem Betrieb in geregelten Bahnen vertreten werden und ihre Berücksichtigung nicht vom Zufall abhängt“,

so der Direktor. Er sei sicher, dass die Zusammenarbeit wieder so gut funktioniere wie in den beiden abgelaufenen Jahren, fuhr der Direktor fort. „Ich freue mich darauf.“

Die Arbeit der ersten MAV der Akademie zwischen Dezember 2019 und Sommer 2021 war sehr turbu-



Akademiedirektor Dr. Achim Budde (re.) freute sich sehr, die neue MAV im Amt begrüßen zu dürfen. Corana Hoffmann (Vorsitzende), Dominik Fröhlich (Vize) und Sylke Grünwald werden vier Jahre amtierenden. Rechts: Margarete Haas, die Vorsitzende des Wahlausschusses, gab den Mitarbeitenden die endgültigen Ergebnisse bekannt.

zwang den Wahlausschuss dazu, die gesamte Wahl als reine Briefwahl zu organisieren, was den Verwaltungsaufwand deutlich erhöhte.

Corana Hoffmann, Dominik Fröhlich und Sylke Grünwald wurden gewählt. Als Nachrückerinnen stehen Yasmin Schill, Sissi Lieberam und Victoria Poebing für die MAV bereit. In ihrer konstituierenden Sitzung wählte die MAV **Corana Hoffmann** wieder zur Vorsitzenden, **Dominik Fröhlich** wird als Stellvertreter agieren und **Sylke Grünwald** übernimmt das Amt der Schriftführerin.

Akademiedirektor Dr. Achim Budde bedankte sich bei einem kleinen Umtrunk beim Wahlausschuss,

ent verlaufen. Denn kaum im Amt zwang die Pandemie auch der Mitarbeitervertretung die Themen auf. So mussten in kürzester Zeit im Zusammenwirken mit der Betriebsleitung zehn spezielle Dienstvereinbarungen zu Kurzarbeit und allgemein dem Arbeiten während der Corona-Pandemie geschlossen werden.

Doch auch die „normale“ Arbeit einer MAV musste geschultert werden. So standen z. B. die Beratungen zu acht weiteren Dienstvereinbarungen auf der Tagesordnung und die drei Vertreter*innen waren an 46 Verfahren u. a. zu Neueinstellungen beteiligt. Auch Gespräche über die Arbeitssicherheit bildeten einen Schwerpunkt.

Kasse des Vertrauens

■ Unter dem Kampagnentitel „Vertrauen ist besser!“ schafft die Katholische Akademie in Bayern testweise bei Abendveranstaltungen die Kassen ab: Sowohl am Eingang als auch beim Imbiss. Stattdessen gibt es nun ab September eine **Kasse des Vertrauens**. Hier bezahlen alle Teilnehmer*innen eigenständig, ohne Kontrolle. Das hat mehrere Vorteile für die Besucher*innen und für die Akademie:

- Lieber vertrauen wir den Teilnehmer*innen, als sie zu kontrollieren.
- Keine Schlange mehr bei Speisen und Getränken.
- Weniger „kleinliche“ Atmosphäre und weniger Personalbedarf.
- Bildung scheitert nicht am Geld: Wem 15 € wehtun, zahlt weniger.
- Chance zur Großzügigkeit: Wer kann, zahlt zum sozialen Ausgleich etwas mehr.

Bei Abendveranstaltungen gibt es statt eines Imbissverkaufs künftig standardmäßig Getränke und kleinere herzhaft Leckereien für alle. Die Teilnahme an einer Abendveranstaltung kostet dann 15 €. Davon sind 10 € für das Programm und 5 € für die Verköstigung (wer besonders viel verköstigt, darf gerne ein wenig drauflegen).

Wichtig: Die Akademie ist auf die Einnahmen weiterhin angewiesen. Wir glauben aber, dass das Miteinander auf diese Weise netter wird und wir zugleich ein christliches Zeichen setzen können. Und wir glauben, dass die Besucher*innen das ähnlich sehen und mitziehen! Zum Jahresende ziehen wir Bilanz und entscheiden, ob es auf Vertrauensbasis weitergeht.

Dabei ist auch zu bedenken, dass der eigentliche Wert einer solchen Veranstaltung ohnehin viel höher liegt. Möglich ist unsere Akademiearbeit nur durch Zuschüsse der bayerischen Diözesen.

Vertrauen
ist
besser!



Akademieleitung in neuer Besetzung und neuem Format

■ Erstmals überhaupt nahm sich die Akademieleitung, das höchste beschließende Organ der Akademie, volle 24 Stunden Zeit für eine intensive Klausur-Sitzung. Darin zeigt sich, dass sie sich immer stärker als Arbeitsgremium an der Seite des Direktors versteht – der sich seinerseits freut, wichtige Entscheidungen in einem Rahmen diskutieren und treffen zu können, in dem so unterschiedliche Kompetenzen und hochkarätige Persönlichkeiten vertreten sind. Das lange Beisammensein erwies sich auch deshalb als hilfreich, weil binnen weniger Monate drei der neun gewählten Mitglieder neu in das Gremium entsandt worden waren: bereits im November aus dem Bildungsausschuss Dr. Ludwig Brandl (vgl.

zur *debatte* 1/2021, Seite 58), nun Anfang Juli aus dem Allgemeinen Rat Regierungspräsidentin Heidrun Piwernetz und Prof. Dr. Nikolaus Korber (s. unten).

Das einleitende Mittagessen wurde genutzt, um sich von den beiden ausscheidenden Mitgliedern, **Edda Huther** und Prof. **Johann Wittmann**

zu verabschieden, nachdem dies monatelang nicht in Präsenz möglich war. Herzog Franz von Bayern war bereits früher für sein langjähriges Engagement gedankt worden.

Auf der Tagesordnung standen dann insbesondere der von der neuen Geschäftsordnung vorgesehene Rechenschaftsbericht des Direktors und



Großes Bild: Alle zehn Mitglieder der Akademieleitung trafen sich zur Klausursitzung. Jedes Beratungsgremium entsendet drei Vertreter*innen. Aus dem Bildungsausschuss sind dies (1., 5. und 8. von links): Dr. **Ludwig Brandl**, Diözesan-Beauftragter für Erwachsenenbildung im Bistum Eichstätt, Prälat Dr. **Lorenz Wolf**, Domdekan und Leiter des Katholischen Büros Bayern und Dr. **Hildegard Kronawitter**, MdL a. D., München. Aus dem Wissenschaftlichen Rat engagieren sich (2., 6. und 9. von links): Prof. Dr. **Werner Weidenfeld**, Politikwissenschaftler, München, Prof. Dr. **Carla Schulz-Hoffmann**, Kunsthistorikerin, München, und Prof. Dr. **Michael Sendtner**, Neurobiologe, Würzburg. Zu den drei frisch aus dem Allgemeinen Rat entsandten (3., 4. und 7. von links) siehe unten! Hinzu kommt Akademiendirektor Dr. **Achim Budde** (ganz rechts). Kleines Bild: Edda Huther und Prof. Dr. Johannes Wittmann schieden nach vielen Jahren aus der Akademieleitung aus.

Konstituierende Sitzung des neuberufenen Gremiums

■ Zum 1. Juni 2021 hat der Erzbischof von München und Freising und Protektor der Katholischen Akademie in Bayern, Kardinal Reinhard Marx, 50 Personen in den *Allgemeinen Rat* (AR) wieder- bzw. neu berufen. Der Berufung ging eine interne Vorschlagswahl des bisherigen AR voraus, aus dem 15 Personen aus-

schieden; 33 Personen wurden wieder, 17 Personen neu nominiert. Der Anteil der Frauen im Rat liegt mit 22 von 50 inzwischen bei 44 %.

Der AR gehört mit dem Bildungsausschuss und dem Wissenschaftlichen Rat zu den drei satzungsmäßigen Beratungsgremien der Akademie. Die Mitglieder des AR werden auf die Dauer von vier Jahren berufen. Das Gremium vereinigt Persönlichkeiten, die bereit sind, der Akademie bei der Erfüllung ihrer Aufgaben mit Rat und Tat zur Seite zu stehen und für ihre Belange auch in der Öffentlichkeit einzutreten. Sie wirken außerdem mit Vorschlägen bei der Planung und Vorbereitung von Akademieveranstaltungen mit und begleiten die Arbeit der Akademie mit Anregung und Kritik.

Der AR entsendet, wie die anderen beiden Beratungsgremien auch, drei Persönlichkeiten in die Akademieleitung. Ihr steht der Akademiendirektor vor, sie ist das oberste beschließende Organ der Akademie. Bei seiner konstituierenden Sitzung am 7. Juli 2021 wurden drei Personen seitens des AR in die Akademieleitung gewählt. Die Wahl fiel auf **Heidrun Piwernetz**, die Regierungspräsidentin von Oberfranken und Prof. Dr. **Nikolaus Korber**, den Vizepräsidenten der Universität Regensburg. Beide gehören der Akademieleitung neu an. Als dritten Vertreter entsandte der AR erneut Dr.-Ing. **Wolfgang Schirmer**, den Leiter Business Excellence / Inhouse Consulting der Rheinmetall AG, ins oberste Gremium der Akademie, der bereits seit 2007 dort arbeitet.



Nikolaus Korber, Vizepräsident der Universität Regensburg, Heidrun Piwernetz, Regierungspräsidentin von Oberfranken (Mi.) und Wolfgang Schirmer, Leiter Business Excellence / Inhouse Consulting der Rheinmetall AG (re.).

Foto links: Uni Regensburg, Foto Mitte: Regierung v. Oberfranken

dessen Entlastung, der Haushaltsplan 2022, aber auch die mittelfristige Finanzplanung inklusive neuer Maßnahmen für Einsparungen sowie Effizienz- und Umsatzsteigerung. Ein langer inhaltlicher Block widmete sich den Grundlinien der aktuellen und zukünftigen Programmarbeit. Schließlich wurden die in den kommenden Jahren anstehenden Baumaßnahmen in den Blick genommen: Ausgelöst werden die Aktivitäten durch die Anforderungen des



Hier im Luftbild sieht man den Kontrast zwischen dem modernen Neubau von Thomas Wechs (links unten) und den inzwischen drei Baudenkmalern, die unser Gelände prägen: oben das Schloss Suresnes, rechts im Eck der Viereckhof und vorne in der Mitte das noch recht unscheinbare Kötterlhaus. Hier haben wir die Chance, ein Ensemble der Altschwabinger Dörflichkeit mit niedrigen Bauhöhen, Vorgärten und Höfen neu sichtbar zu machen und zugleich einen neuen Eingangsbereich für die ganze Akademie zu schaffen.

Brandschutzes und der Barrierefreiheit, aber auch durch das Ziel, bis zum Jahr 2030 klimaneutral zu sein. Schon länger steht die Sanierung des Kötterlhofs an, dessen Grundstück unser Gelände komplettiert und für den Neubau eines modernen Empfangsgebäudes Raum böte. In den letzten Monaten wurde ein Gesamtkonzept erstellt, das die zwingend erforderlichen Baumaßnahmen bündelt und um weitere, wirtschaftlich sinnvolle Teilprojekte ergänzt. Der Vorgang soll auch dazu beitragen, uns für die Zukunft besser aufzustellen und von kirchlichen Zuschüssen unabhängiger zu machen.

Es gab also in der Tat viele große Themen zu besprechen. Dass die lange Dauer dem Miteinander und der Akademie zugutekommt, war am Ende Konsens: Es soll nun jeden Sommer eine so lange Sitzung geben.

Sommerfest der Gemeinschaft Sant'Egidio

■ Bei herrlichem Wetter waren zusammen mit den Ehrenamtlichen von Sant'Egidio rund 300 Freunde und Gäste der Hilfsorganisation zu Besuch im Park von Schloss Suresnes. Das gute, reichliche, freundlich servierte Essen für Menschen, bei denen es nicht jeden Tag selbstverständlich ist, dass genug da ist, sorgte wie im vergangenen Jahr für ein großes Gemeinschaftsereignis.

Es bedeutete für alle beteiligten Helfer*innen einen zwar anstrengenden und schweißtreibenden Tag, aber auch einen ungemein beglückenden. Viele strahlende Gesichter und große Dankbarkeit für unsere Küche, den Service und für die gesamte Akademie, die das alles ermöglicht hat: als sichtbares Zeichen gab es für alle eine Rose. Fabian Schäfer von Sant'Egidio moderierte gekonnt durch den Tag. Und der musikalische Alleinunterhalter spielte ebenso unermüdlich wie alle Helfer*innen kochten, servierten und organisierten. Sehr gefreut haben sich alle auch über die Teilnahme von vier Mitarbeiterinnen der *Münchener Rück*. Sie verteilten nicht nur Ihre Geschenkboxen, sondern arbeiteten

vom Anfang bis zum Ende tatkräftig mit. Auch eine Vertreterin von Sant'Egidio in Rom war während des gesamten Tages zugegen. Und am Nachmittag schaute noch Dekan David Theil vorbei, der Gemeindepfarrer von Sankt Sylvester.



Blumengrüße trugen ebenfalls zur festlichen Atmosphäre des schönen Tages bei. Unten: Rund 300 Freunde von Sant'Egidio waren in zwei Gruppen über den Tag verteilt Gäste der Akademie.

Gastfreundschaft für die Chöre der Polizei München

■ Corona traf die Kultur hart – die Katholische Akademie in Bayern half, wo es ging. Neben der Kooperation mit dem Lustspielhaus (siehe Seite 54/55) gewährten wir auch den beiden Chören der Polizei München Gastfreundschaft. Sowohl der Männerchor (gegründet 1911) wie auch derjenige

der Polizistinnen übten mehrmals im Park der Akademie und konnten sich damit für Auftritte, die hoffentlich bald wieder möglich sind, vorbereiten. Gerade wenn man bedenkt, welche schwierigen Einsätze Polizistinnen und Polizisten in den vergangenen anderthalb Jahren hatten, ist dies auch ein Dank für deren Arbeit. Nähere Infos zu den Chören: www.polizeichor.de

Leider sind die Kapazitäten in der Akademie begrenzt, das Haus ist – Gott sei Dank – wieder stärker gebucht und es wird schwierig, in Zukunft Chöre in den Park zu lassen.



Die Sänger des 1911 gegründeten Chors der Münchner Polizei proben im Park der Akademie vor Schloss Suresnes und ließen sich dabei fotografieren.

Foto: Monika König

Das war mein Jahr in der Akademie

■ **Amelie Wobig** war von September 2020 bis August 2021 unsere FÖJ-lerin. Sie war bereits der fünfzehnte junge Mensch, der diesen Dienst an der Allgemeinheit in der Akademie leistet. Zum Abschied schreibt sie ein kleines Resümee für uns.



Amelie Wobig auf ihrem liebsten Arbeitsgerät auf der Fahrt zum Rasenmähen.

Während meiner Zeit in der Akademie, wo ich ein Freiwilliges Ökologische Jahr (FÖJ) machte, habe ich so viel gelernt und so viele Erfahrungen gesammelt! Ich hätte keine bessere Entscheidung fällen können und würde jedem und jeder raten, ein FÖJ zu machen. Denn es ist eine Chance, sich ein großes Stück weiterzuentwickeln.

Für mich war es super, einmal in den Berufsalltag einzutauchen, praktisch zu arbeiten und meinen Horizont zu erweitern. Trotz der Pandemie konnte ich in alle verschiedenen Tätigkeitsfelder, die für mein FÖJ bestimmt waren, eintauchen und viel gestalten.

Ein besonderes Highlight war für mich, einen Maulbeerbaum zu pflanzen, mich das erste Mal mit dem Gärtnern und Pflanzen zu befassen und auch das Anpflanzen von Gemüse auszuprobieren. Sehr spannend war auch die Veranstaltungsbetreuung mit der Bedienung der Ton- und Medientechnik. Zusätzlich ist mir bewusst geworden, wie viel Organisation hinter solchen Veranstaltungen steckt. Im technischen Bereich konnte ich einiges dazulernen. Was die Parkpflege angeht, war meine Lieblingsaufgabe auf jeden Fall das Rasenmähen mit dem Traktor, weswegen ich mich trotz des Regens auf dem Traktor habe fotografieren lassen. Denn im normalen Alltag kommt man logischerweise nicht zu so etwas.

Ich habe mich hier an der Akademie sehr willkommen und wohl gefühlt und das habe ich allen Mitarbeitern der Akademie zu verdanken und vor allem meinem Anleiter, Herrn Christian Sachs. Vielen herzlichen Dank für das tolle Jahr, für mich war das eine riesige Bereicherung!

Während meines FÖJs hatte ich reichlich Zeit, um mir Gedanken über meine berufliche Zukunft zu machen. Letztendlich habe ich mich für ein Geografie-Studium entschieden, da ich dieses Thema schon immer spannend fand und mit meinem Beruf gerne in Richtung Umwelt gehen würde.

Ihre Amelie Wobig

Ab dem 1. September dürfen wir unseren nächsten FÖJler bei uns begrüßen.

Zivka Paunovic verstorben



■ Am 13. Juli 2021 ist Frau Zivka Paunovic verstorben. Die 1951 geborene Kollegin arbeitete von 1995 bis 2015 auf den Tag genau 20 Jahre in unserer Hauswirtschaft.

Zivka Paunovic war eine große Stütze im Team und wurde von allen Kolleginnen und Kollegen auch wegen ihrer positiven, herzlichen, humorvollen und aufgeschlossenen Art sehr geschätzt.



Die Mitarbeiter der Fachfirma bauten ein Gerüst auf, um die Arbeiten am Aufzug möglich und sicher zu machen.

Barrierefrei ins Dachgeschoss

■ Eine Liegenschaft wie unsere kommt baulich nie zur Ruhe. In diesem Sommer wird der Aufzug im Kardinal-Wendel-Haus brandschutztechnisch ertüchtigt. Er erhält eine neue Steuerung. Außerdem wird der Rauchabzug erneuert. Weil dafür die Gebäudedecke geöffnet werden muss, bietet es sich an, mit lediglich 25 % Mehrkosten die Aufzugsanlage auch insgesamt zu erneuern und bei der Gelegenheit in das 4. Obergeschoss zu erweitern. Bislang müssen die Gäste ihr Gepäck – aber auch das Reinigungspersonal ihr Equipment und die Wäsche – über die Treppe nach oben bringen. Arbeitsabläufe und Vermietbarkeit werden sich nun verbessern.

Die Verlängerung des Aufzugs war ein recht umfangreiches Bauvorhaben. Da die Aufzug-Technik auf dem Dach angebracht werden musste, war es nötig, ein Gerüst an der Außenwand des Kardinal-Wendel-Hauses hin zur Gunezrainerstraße anzubringen.

Eulenspiegel Flying Circus goes Katholische Akademie in Bayern

■ Wie in *debatte 2/2021* ja schon kurz berichtet, war Till Hofmann, Leiter der Schwabinger Institutionen *Lustspielhaus*, *Vereinsheim* und auch der *Lach- und Schießgesellschaft*, auf die Akademie mit der Anfrage zugekommen, ob man den schönen Park zwischen Schloss Suresnes und Akademie als einen weiteren Ort für die seine Kultur-Wanderbühne *Eulenspiegel Flying Circus* nutzen könne. Dem sind wir sehr gerne und mit Begeisterung nachgekommen, zumal wir in unserem Kunst- und Kulturviertel Schwabing die Künstler*innen tatkräftig unterstützen möchten.

Die Guardini-Studienbibliothek entsteht unter fachkundiger Leitung



Helmut Zenz ist im Moment Herr über viele Bücherkisten. Doch die Arbeit geht gut voran und die Studienbibliothek ist im Entstehen. Die ersten Regale in der Bibliothek sind auch schon mit den entsprechenden Werken zu Romano Guardini bestückt.

■ Der Spendenaufruf im Herbst 2020 an unseren Verein der *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e. V.* erbrachte die stolze Summe von mehr als 40.000 Euro. Dafür sagt die Akademie allen Förderern großen Dank, besonders deshalb, weil damit ein wichtiges Projekt der Akademie angegangen werden kann: die Guardini-Studienbibliothek.

Die Katholische Akademie in Bayern verwaltet den schriftlichen

Nachlass des großen Religionsphilosophen und Theologen Romano Guardini und plant, ihre weltweit einzigartige Sammlung sämtlicher Ausgaben und Auflagen seiner Schriften für die wissenschaftliche Nutzung zu öffnen (wir berichteten in *zur Debatte* 4/2020, Seite 48).

Durch den gezielten Einsatz der Spenden können wir nun diese Sammlung für die Forschung fruchtbar machen. Es gelang uns, **Helmut Zenz** für das Projekt zu gewinnen, einen der besten Kenner von Werk und Leben Guardinis. Er hat bereits begonnen hat, den Buchbestand vom eigentlichen Archivmaterial zu trennen, zu sortieren und bibliographisch zu erfassen. Dann werden die Bücher in einem Bibliotheksraum im Tagungszentrum der Akademie aufgestellt. Andere Bücher, die dort bis jetzt eingestellt waren, müssen weichen, um für die Studienbibliothek Platz zu schaffen.

Denn es ist auch geplant, im Bibliotheksraum einen Computer-Arbeitsplatz mit digitalem Findbuch des Archivs zu installieren und – mittelfristig – sollen dort auch die Scans des gesamten originalen Guardini-Archivbestands eingesehen werden können.

Gegenseitige Hilfe

■ Die Katholische Akademie in Bayern und der *Integrationsfachdienst München-Freising* kooperieren in dem Bereich Schule und berufliche Orientierung für Förderschüler. So macht seit Anfang 2021 **Domenik** bei uns ein Praktikum im Bereich Hausmeistererei und Gärtnerei. Er ist bereits der zweite Schüler in unserem Haus, der uns vom Integrationsfachdienst vermittelt wurde.



Unser Praktikant Domenik mit Hausmeister Alexandru Toth: Die beiden machen mal eine Pause, um Zeit für das Foto zu haben.

Domenik machte in enger und vertrauensvoller Zusammenarbeit mit unserem Hausmeister Alexandru Toth vielfältige Erfahrungen in einem Berufsalltag, mit dem er in Zukunft vielleicht ein gesichertes Auskommen haben wird.

Die Akademie selbst konnte von Domeniks Arbeit ebenfalls sehr profitieren. Einmal gibt es im Park und den sonstigen vielen Freiflächen auf dem Gelände der Akademie immer so viel zu tun, dass eine zusätzliche helfende Hand sehr willkommen ist. Zum anderen ist es für uns gelebte Inklusion, mit Menschen zusammenzuarbeiten, die erst einmal in ein geregeltes Arbeitsleben hineinwachsen müssen. Im Rahmen der Zertifizierung von *EMAS^{plus}* gehört dies übrigens auch zu den Aufgaben, zu denen sich die Akademie verpflichtet hat.

Wer mehr über den *Integrationsfachdienst München-Freising* wissen möchte, findet Informationen unter www.ifd-muenchen-freising.de.



Die Spider Murphy Gang ist am 3. September zu Gast im Schloss-Park mitten in Schwabing. Rechts: Luise Kinseher genoss ihr „Kirchenasyl“ im Park der Katholischen Akademie und die Besucher*innen ihr Programm.

Am ersten Juni-Wochenende gab es schon einen kleinen Vorgeschmack auf den Sommer. Den Beginn machte unter dem Titel *65 Jahre Lach- und Schießgesellschaft* eine bunte Mischung: Philipp Weber, Anny Hartmann, das Hausensemble der Lach&Schieß, Luise Kinseher, Georg Schramm, Severin Groebner und Martina Schwarzmann begeisterten ihr Publikum. Luise Kinse-

Foto: Gila Sondervald

her veranlasste der Spielort zur Aussage, dass „sich die Lach- und Schieß wohl nie hätte träumen lassen, dass sie mal Kirchen-Asyl braucht“. Außerdem begeisterten die Well-Brüder und Kabarettist Georg Schramm mit einer Mischung

aus Musikstücken und Lesung. Und man darf sagen: das Publikum war sehr regenfest!

Im August hatte der Flying Circus dann Martina Schwarzmann, Dieter Nuhr, Hubert Achleitner und Bodo Wartke zu Gast. Im September kommen noch u. a. Georg Ringsgwandl, die Spider Murphy Gang, Haindling, Wolfgang Niedecken und, und ...

Das bietet Ihnen die Katholische Akademie in den kommenden Monaten

Diese Terminvorschau ist nur vorläufig und entspricht dem Stand unserer Planungen bei Drucklegung dieser Ausgabe. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen, sei es per Newsletter oder als Programmflyer per Post. Dort wie auch direkt unter *Veranstaltungen* auf unserer Website www.kath-akademie-bayern.de erfahren Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Informationen. Wenn nicht anders angegeben, finden die Veranstaltungen in der Katholischen Akademie, Mandlstraße 23, 80802 München, statt.

(In der PDF-Fassung des Heftes führt Sie [dieser Link](#) direkt auf die Veranstaltungsseiten.)



Wikipedia

MO 13. September 2021

Theologisches Terzett

Annette Schavan und Jan-Heiner Tück begrüßen Felicitas Hoppe



DI 21. September 2021

Goethe und der Koran

Ein Gespräch zwischen Karl-Josef Kuschel und Ahmad Milad Karimi



MI 22. September 2021

Erwin Pfrang

Vernissage zur Ausstellung mit seinen Werken



canva.com

DO 23. – SO 26. September 2021

Pilgern – Heil – Heilung

Veranstaltung im Kloster Benediktbeuern



Wolfgang Wüst

FR 24. September 2021

Wein und Bier

Flüssige Kulturgüter geistlicher u. weltlicher Territorien



WUB

FR/SA 1./2. Oktober 2021

Alles was Recht ist

Legitimation von Gesetzgebung in Religion und Gesellschaft



canva.com

DO 7. – SA 9. Oktober 2021

Widerstand

Philosophische Tage 2021



Barbara Donaubauber

MO 18. Oktober 2021

Lebensmittel Kunst

Ökumenischer Künstlerempfang



MI 20. – SA 23. Oktober 2021

Ökumenisches Stundengebet

Gottesdienst zwischen Individuum und Gemeinschaft



Wikipedia

DI 2. November 2021

Eugen Drewermann zu Erlösung

Vortrag und Gespräch mit Jürgen Werbeck



FR 5. November 2021

Medien in der (Corona)-Krise

In Kooperation mit der katholischen Journalistenschule ifp



MI 24. November 2021

Genom-editierte Pflanzen

Eine Chance für nachhaltige Landwirtschaft

zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 51 · Heft 3/2021

Herausgeber und Verleger:

Katholische Akademie in Bayern, München
Akademiedirektor PD Dr. Achim Budde

Redaktion:

Dr. Robert Walser (verantwortlich)
Dominik Fröhlich

Fotos:

Akademie (soweit nicht anders angegeben)

Anschrift von Verlag u. Redaktion:

Katholische Akademie in Bayern
Mandlstraße 23, 80802 München

Postanschrift:

Postfach 401008, 80710 München

Telefon 089/38 10 20, Telefax 089/38 10 21 03

E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de

Internet: www.kath-akademie-bayern.de

Gestaltung: Gunnar Floss, floss-design.com

Druck: Kastner AG – Das Medienhaus
Schloßhof 2–6, 85283 Wolnzach

Kostenbeitrag für die Postzustellung der Print-Fassung: jährlich € 40,-

Für Mitglieder des Vereins der *Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern e. V.* ist die Zustellung im Mitgliedsbeitrag von € 50,- enthalten.

Online-Abonnement gratis unter:

newsletter@kath-akademie-bayern.de

Überweisungen auf das Konto der Katholischen Akademie in Bayern:

LIGA Bank

IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00

SWIFT (BIC): GENODEF1M05

Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



„Vor meinen Augen liegt das Jahr schwarz wie die Nacht und grausig wie das Höllental“

Kardinal Faulhaber und das Jahr 1938

von Moritz Fischer

Michael Kardinal von Faulhaber begann zwischen 1923 und 1940 jedes seiner Tagebücher mit einer geistigen Jahreslosung. Oft zitierte er Psalmen oder andere liturgische Texte, die ihm theologisch sinnstiftend für das vor ihm liegende Jahr erschienen. Beim Tagebuchjahrgang 1938 verhält es sich anders. An dessen Beginn findet sich kein Zitat aus den biblischen Texten, sondern eine persönliche Sentenz Faulhabers. Dort steht: „Vor meinen Augen liegt das Jahr schwarz wie die Nacht und grausig wie das Höllental“. Faulhaber hatte also vermutlich eine Vorahnung, was ihn in den Tagen des Jahres 1938 erwarten würde, blickte er doch auf ein Jahr zurück, in dem der NS-Staat den Kampf gegen die katholische Kirche abermals forciert hatte. Sein Besuch auf dem Obersalzberg im November 1936 schien keine Wirkung entfaltet zu haben. So entwarf er im Auftrag des Vatikans einen Text, aus dem die päpstliche Enzyklika „Mit brennender Sorge“ hervorging, die am 21. März 1937 von den Kanzeln des Deutschen Reichs verlesen wurde. Faulhaber hätte die Verlesung der Enzyklika vermutlich gerne vermieden. Er gab sich weiterhin davon überzeugt, dass Hitler „gutgläubig“ sei und „keine

Vernichtung der Kirche“ wolle. Doch Hitlers Staat verschärfte den Kampf gegen den Katholizismus, schuf die Bekenntnisschulen ab und attackierte die Ordensschulen. Die Nationalsozialisten schränkten die Verbreitung bischöflicher Verlautbarungen ein, erließen Kanzelverbote und verhafteten offene regimiekritische Priester wie den Jesuitenpater Rupert Mayer. Am 27. Februar 1937 vertraute ein erschöpfter Faulhaber seinem Tagebuch an: „Ein Tag trauriger als der

andere. Jeden Tag eine neue Verordnung. – Der Gemeinschaftsschule entgegen, dem Abfall von der Kirche entgegen, Geistliche und Laien werden zermürbt. Jeder Tag neue Eingabe von Breslau, die Artikel im Schwarzen Korps fordern eine Antwort heraus und dabei der Kopf so schwer und man sieht, es ist alles umsonst.“



Moritz Fischer, M.A., Wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-Kooperationsprojekt Faulhaber-Edition

Vertiefung des Themas von Seite 13–19

Michael Kardinal Faulhaber

Nichts deutete am 1. Januar 1938 darauf hin, dass dieses neue Jahr leichter für den mittlerweile 68-jährigen Erzbischof werden würde; aber, dass die vor ihm liegenden Ereignisse Erinnerungen an die traumatische Revolutionszeit der Jahre 1918/19 wecken würden, hatte er vermutlich nicht gedacht.

Bereits am 2. Januar erreichte ihn die erste Hiobsbotschaft: „Direktor von Scheyern: ‚Mit einer traurigen Nachricht‘ (ich: Das Jahr geht gut an): Auf Silvester Nachricht, daß Scheyern abgebaut wird. Er war beim Weihbischof. Was tun: Die eigentliche Eingabe vom Ordinariat aus, er selber auch für das Kloster. Wesentlich ist, wer Leiter wird. Stufenweise Abbau wie bei den Jesuiten, Berlin. Dann höre ich, daß auch weibliche Höhere Lehranstalten.“

Das Gymnasium Scheyern war nicht die einzige Schule, die auf Anweisung des Kultusministeriums geschlossen werden sollte. Insgesamt 82 klösterliche höhere Schulen sollten auf Anordnung von Gauleiter und Kultusminister Adolf Wagner aufgehoben werden, wogegen Faulhaber am 16. Februar protestierte. Die Anweisung des Kultusministeriums verstoße nicht nur gegen geltendes Gesetz, sondern auch gegen die Regelungen des bayerischen Konkordats von 1924, dessen Weitergeltung das Reichskonkordat von 1933 garantierte. Wie bei den Bekenntnisschulen lenkte das NS-Regime nicht ein. Mit dem Schuljahr 1939/40 wurde das Gymnasium Scheyern aufgehoben. Im Oktober 1938 wandelte das Kultusministerium die letzten Bekenntnisschulen in Gemeinschaftsschulen um.

Nicht nur dem katholischen Schulwesen hatte der NS-Staat den Kampf angesagt. Auch das Verbandswesen hatte unter immer größeren Repressalien zu leiden. Am 20. Januar 1938 verbot die Geheime Staatspolizei in allen bayerischen Diözesen den Katholischen Jungmännerverband, die Marianische Jungfrauenkongregation sowie den

„Ein Tag trauriger als der andere. Jeden Tag eine neue Verordnung.“



Bund Neudeutschland und beschlagnahmte ihr Vermögen. Die Gestapo begründete ihr Vorgehen mit der sogenannten Reichstagsbrandverordnung vom 28. Februar 1933, die zur „Abwehr kommunistischer staatsgefährdender Gewaltakte“ erlassen worden war und den Machthabern als Grundlage zur Terrorisierung politischer und weltanschaulicher Gegner jeglicher Couleur diente.

Faulhaber verfasste daraufhin ein Hirtenwort, das am 6. Februar bei allen Gottesdiensten in der Erzdiözese zu verlesen war. Er konstatierte, dass „Schmerz und Trauer,

oft genug wohl auch heiliger Zorn und gerechte Entrüstung [...] weite Volkskreise“ erfüllt habe, die „in gleicher Weise der staatlichen wie religiös-kirchlichen Volksgemeinschaft“ ergeben sind. Faulhaber versuchte also, die ebenbürtige Loyalität des katholischen Volksteils zum Staat wie zur Kirche zu betonen, verkannte damit allerdings, dass das Volksgemeinschaftskonzept der Nationalsozialisten keine

weitere, „religiös-kirchliche“ Volksgemeinschaft vorsah. Es sollte nur *eine* Volksgemeinschaft geben, in deren ideologischem Fundament zwar religiöse Elemente inkludiert sein konnten, der Katholizismus als Ganzes jedoch – auch praktisch – exkludiert werden sollte.

Kampflos wollte Faulhaber dennoch nicht aufgeben und erklärte die Verbände kurzerhand für nicht aufgelöst, da diese nach Regelung des Reichskonkordates allein der kirchlichen Behörde unterstellt seien. Praktisch änderte diese konfrontative Haltung freilich nichts. Faulhaber selbst war sich dessen vermutlich bewusst, befürchtete aber dennoch Repressalien des Regimes. Am 6. Februar notierte er in seinem Tagebuch: „Heute in der Nacht 2.00 Uhr rattern zwei Auto vor meiner Türe und lautes Sprechen – der erste Gedanke: sie suchen das Hirtenwort, das heute verlesen werden soll und das ich persönlich als verantwortlich gezeichnet hatte.“

Es war indes nicht der Hirtenbrief, sondern seine sieben Tage später gehaltene Papstpredigt anlässlich des Krönungstags von Pius XI., welche die Machthaber verärgerte. Faulhaber sah sich in der Predigt hauptsächlich dazu gezwungen, der NS-Propaganda entgegenzutreten, derzufolge Pius XI. einen Pakt mit dem Bolschewismus anstrebte. Faulhaber wies diesen Vorwurf vehement zurück, betonte die antikommunistische Haltung des Papstes und erinnerte an dessen Weihnachtsansprache von 1937, in der dieser von einer „religiösen Verfolgung“ gesprochen hatte, die hier in Deutschland im Gange sei.

Faulhaber führte dazu aus: „Wie überall gibt der Heilige Vater auch hier den Dingen den rechten Namen, um das Weiße weiß und das Schwarze schwarz zu nennen. Die Frage, ob es eine Verfolgung der Religion in Deutschland gebe, muß wohl in erster Linie von den Verfolgten beantwortet werden, die das am eigenen Leben spüren, nicht von den Verfolgern. Man sagt, es werden bei uns keine Kirchen niedergebrannt oder profaniert. Wenn in Bayern auf einmal 82 höhere Ordensschulen mit oder ohne Galgenfrist auf-

gehoben werden mit 15 000 Kindern, dann ist das für das religiöse Leben ein schwererer Schlag, als wenn ein paar Kirchen niedergebrannt würden [...] Dem Heiligen Vater und den deutschen Bischöfen will man das Recht nicht zuerkennen, zu urteilen, wo der religiöse Katholizismus aufhöre und der politische anfangen. Die Gesetze der sittlichen Ordnung, der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit, der Liebe und der Treue verkünden, ist religiöser, nicht politischer Katholizismus. [...] Es ist ein Irrwahn zu glauben, das deutsche Volk könne seine Zukunft ohne das Christentum aufbauen, nachdem es in seiner tausendjährigen Vergangenheit mit tausend Wurzeln mit dem Christentum verbunden war. Ich habe das Vertrauen, das deutsche Volk ist geistig zu klar, als daß es sich statt des Evangeliums Christi einen Mythos, statt des lebendigen Brotes einen Stein reichen lasse.“

Damit hatte Faulhaber sowohl die Repressionen gegen die katholische Kirche scharf kritisiert als auch den Versuch von Teilen des NS-Regimes, ein politisch-religiöses Glaubenskonzept in Form von Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“ zu etablieren. Nicht ohne Grund notierte daraufhin Joseph Goebbels in sein Tagebuch: „Cardinal Faulhaber hat wieder mal eine freche Rede gegen uns gehalten. Aber unsere Rache wird nicht lange auf sich warten lassen.“ Neun Monate später sollte sich das mit dem sogenannten Sturm auf den Bischofshof im Rahmen der Novemberpogrome bewahrheiten.

Was Faulhaber möglicherweise zu erwarten hatte, konnte er in Österreich beobachten. Dort waren am 12. März 1938 deutsche Soldaten einmarschiert, um den sogenannten Anschluss nötigenfalls mit offener Gewalt zu vollziehen. Faulhaber notierte dazu: „Samstag, 12.3.38. 5.00 Uhr höre ich im Radio, in Oesterreich eine neue Regierung: Schuschnigg sei gestern Abend zurückgetreten, Seyß-Inquart bildet eine neue Regierung. 2.00 Uhr. Bittet um den Einmarsch deutscher Truppen. Ein geschichtlicher Tag. Diesen Morgen marschieren Truppen aller Formation in Österreich ein. Der Führer Nachmittag in Braunau, Linz. Über den Empfang dort sehr viel im Radio.“

Faulhaber dürfte angesichts der großdeutschen Tradition des deutschen Katholizismus dem „Anschluss“ grundsätzlich positiv gegenübergestanden haben. Österreich fungierte nun allerdings nicht mehr als Schutzmacht der katholischen Kirche, sondern entwickelte sich unter den neuen Machthabern zum Aggressor: Um 4 Uhr morgens wurden die Scheiben des erzbischöflichen Palais in Salzburg eingeschlagen und Erzbischof Waitz für mehrere Tage darin gefangen gehalten. SA-Männer verhafteten Fürstbischof Pawlikowski in Graz und inhaftierten ihn für 24 Stunden. Trotz der Repressalien gegen seine Bischofskollegen traf sich am 14. März der Wiener Erzbischof, Kardinal Theodor Innitzer, mit Adolf Hitler in Wien.

„Heute in der Nacht 2.00 Uhr rattern zwei Auto vor meiner Türe und lautes Sprechen – der erste Gedanke: sie suchen das Hirtenwort.“

„Dem Heiligen Vater und den deutschen Bischöfen will man das Recht nicht zuerkennen, zu urteilen, wo der religiöse Katholizismus aufhöre und der politische anfangen.“

Der Kardinal sicherte Hitler dabei die Bereitschaft der Katholiken zu, „loyal zum neuen Staate zu stehen“. Hitler antwortete darauf, dass die Kirche dies sicher nicht bereuen würde, denn wenn „sich hier in Österreich eine gute Zusammenarbeit ergebe, was in Deutschland leider nicht gelungen sei, dann könne dieser religiöse Frühling sich auf das Altreich auswirken, wo die Fronten bedauerlicherweise festgefahren“ seien. Innitzer, der trotz des Kirchenkampfes in Deutschland versuchte, eine Brücke zu den neuen Machthabern zu bauen, wollte den Inhalt der Unterredung mit Hitler sogleich publik machen. Gauleiter Joseph Bürckel hielt ihn jedoch zurück und forderte eine gemeinsame Loyalitätserklärung der österreichischen Bischöfe, in der sie die Bevölkerung zudem aufrufen sollten, bei der Volksabstimmung am 10. April für den „Anschluss“ zu stimmen.

Die Bischöfe formulierten nun keinen eigenen Text, sondern übernahmen den Entwurf Bürckels, den sie am 18. März sofort unterzeichnen und zwei Tage später verlesen sollten. Einen Gegenentwurf von Erzbischof Waitz lehnten die Bischöfe ab. So stand am Ende ein Text, in dem die Bischöfe aus „innerster Überzeugung und mit freiem Willen“ freudig anerkannten, „dass die nationalsozialistische Bewegung auf dem Gebiet des völkischen und wirtschaftlichen Aufbaues sowie der Sozial-Politik für das Deutsche Reich und Volk und namentlich für die ärmsten Schichten des Volkes Hervorragendes geleistet hat und leistet“ sowie den „alles zerstörenden gottlosen Bolschewismus abgewehrt“ habe. Die Bischöfe würden „dieses Wirken für die Zukunft mit ihren besten Segenswünschen“ begleiten und sahen es als „selbstverständlich nationale Pflicht“ an, „uns als Deutsche zum Deutschen Reich zu bekennen“, was sie auch „von allen gläubigen Christen“ erwarteten.

Damit waren die Oberhirten zwar nicht glücklich, letztlich glaubten sie aber, dass es besser sei, dem NS-Regime in „unwichtigen Sachen entgegenzukommen, um Größeres zu erwirken“, wie es Erzbischof Waitz formulierte. In einem Begleitschreiben zur feierlichen Erklärung unterschrieb Kardinal Innitzer auf Wunsch Bürckels sogar noch mit der Grußformel „Heil Hitler!“. Die Bischöfe dachten, die Erklärung würde lediglich von ihnen verlesen werden und danach in den Akten verschwinden. Sie staunten daher nicht schlecht, als am 28. März im ganzen Deutschen Reich die Erklärung der Bischöfe samt Unterschrift plakatiert war – eine Aktion, für die Joseph Goebbels verantwortlich zeichnete.

Faulhaber war – wie der Vatikan – entsetzt darüber, was in Österreich vor sich ging. Pius XI. war bereit, bei einer Audienz Innitzers am 6. April dessen sofortigen Rücktritt anzunehmen. Kardinalstaatssekretär Eugenio Pacelli soll von der „beschämendsten Episode der Kirchengeschichte“ gesprochen haben. In einem Brief an seine bayerischen Bischofskollegen vom 30. März konnte Faulhaber seine Empörung nicht mehr zurückhalten. Es sei der „Grundfehler“ gewesen, überhaupt eine Erklärung Bürckels entgegenzu-

nehmen. Die Bischöfe seien naiv gewesen, Bürckel zu vertrauen, der als „Reichsstatthalter für die Rückgliederung des Saargebiets“ bereits dort die Kirche bekämpft habe. Nicht nur, dass nun auch an die deutschen Bischöfe die Aufforderung erging, eine ähnliche Erklärung zu unterzeichnen, verärgerte ihn. Er erkannte auch, dass sich seine österreichischen Bischofskollegen in gewisser Weise ihr eigenes Grab geschaufelt hatten, weil sie als Gegenleistung für die Erklärung die Anerkennung des österreichischen Konkordats von 1933 nicht einmal angesprochen hatten.

So entwickelte sich Österreich im Jahr 1938 nicht nur zum Laboratorium für antijüdische Maßnahmen, die „krasser“, „sadistischer“ und „besser organisiert“ waren als im „Altreich“, wie Saul Friedländer schrieb, sondern auch zum Experimentierfeld für eine radikale antikirchliche Politik. Hitler lehnte – wie Faulhaber es vorausgesehen hatte – den Weiterbestand des österreichischen Konkordats durch den Beitritt zum Deutschen Reich ab und erklärte

völkerrechtswidrig, man habe das deutsche Konkordat für die österreichischen Gebiete als „nicht existent“ zu betrachten. Damit waren die österreichischen Gebiete zum „konkordatsfreien“ Raum geworden. 26 große Stifter und Klöster sowie weitere 188 Männer- und Frauenklöster löste das NS-Regime auf.

Über 1.400 katholische Schulen sowie die theologischen Fakultä-

ten in Salzburg und Innsbruck wurden geschlossen, über 6.000 Vereine verboten, die Kirchenzeitungen eingestellt sowie kirchliches Vermögen beschlagnahmt. Bis 1945 wurden 300 Priester „gauverwiesen“, 724 inhaftiert und 110 in Konzentrationslager verbracht, wovon 35 ermordet wurden. Der österreichische Fall zeigt somit nebenbei, wie das Reichskonkordat, bei aller berechtigter Kritik daran und allen Rechtsbrüchen des NS-Staates, den Bestand der katholischen Kirche im „Altreich“ schützte und zumindest letzte Freiräume erhielt.

Im Oktober 1938 kam es dann zu einem Gewaltausbruch in Wien. Nachdem sich am 7. Oktober etwa 6.000 Jugendliche im Dom versammelt hatten, zogen sie auf den Stephansplatz und riefen Parolen wie „Wir wollen unseren Bischof sehen“, „Ein Volk, ein Reich, ein Bischof“, worauf sich Innitzer am Fensterbrett zeigte. Zum letzten Mal hatten katholische Jugendliche „den Nationalsozialisten noch einmal für eine knappe Stunde das Straßenmonopol entrissen [und] sie verhöhnt“, wie der österreichische Kirchenhistoriker Rupert Klieber schrieb. Am nächsten Tag folgte die Rache der Nationalsozialisten: Mitglieder der Hitlerjugend bewarfen das Erzbischöfliche Palais mit Steinen, brachen das Tor auf, stürmten das Gebäude und verwüsteten es.

Das gleiche Schicksal ereilte Faulhaber am Abend des 11. November. Infolge der zwei Tage zuvor begonnenen Pogrome gegen die jüdischen Bürgerinnen und Bürger des Reichs richtete sich der Zorn nun auch gegen Faulhaber, der nicht wenigen Nationalsozialisten als „Judenkardinal“ galt. Faulhaber hielt in einem Beiblatt detailliert fest, was an jenem Abend nach einer Reihe von

„Ein geschichtlicher Tag.
Diesen Morgen marschieren
Truppen aller Formation in
Österreich ein. Der Führer
Nachmittag in Braunau, Linz.“

Demonstrationen geschah, die sich „gegen das Weltjudentum und seine schwarzen und roten Bundesgenossen“ gerichtet hatten.

Faulhaber schrieb: „Eine ungeheure Aufregung weht durch die Stadt. ‚Endlich geht’s auf‘, strahlte es von den Gesichtern der einen, bange Sorge von den Gesichtern der anderen. Das Ordinariat richtet ein Schreiben an drei Stellen: Gestapo, Wagner, Epp und dränge ... Mit dem Abendessen geht es schnell. Rosenkranz verspätet erst nach 20.30 Uhr. Wir gehen noch eine Viertelstunde auf und ab, probieren die Türschlösser im Kohlenlager. Ich suche meine Hausgenossen zu beruhigen: Goebbels hat ja abgeblasen, in Wien hat man es nachher bereut. Diesmal würde es nicht um 4.00 Uhr in der Früh sein wie bei den Juden, sondern sicher im Anschluß an die Abendversammlungen, also etwa 22.30 Uhr, wenn es bis 24.00 Uhr ruhig bleibt, ist alle Gefahr vorbei. Bruder Friedbald geht zu Tisch heim, kommt aber 19.30 Uhr und bleibt im Hause. [...] Alles bleibt auf. Da, plötzlich, es ist erst 21.30 Uhr, ich lese gerade die Reinschrift des Briefes mit dem Glückwunsch an die Anima durch – Sirenengeheul von der Prannerstraße her, etwa drei Auto und zehn Motorräder unter Schreien und Pfeifen und Sirenengeheul mit großen Lichtern angefahren, die ersten halten vor meinem Haus. Die Lage ist klar, ich drücke sofort auf den Polizeiruf, Herr am Telefon. Bruder Friedbald hat bereits angerufen [...]. Die Schwestern und Katharina kommt leichenblaß ins Zimmer und schon krachen die schweren Ziegelsteine an die Fenster oben und unten, Splitter klirren, dazwischen Schläge wie von einer Kanone, ein Johlen und Pfeifen. Ich lege den Talar ab, nehme Brustkreuz und Birrett, das vorher schon zurechtgelegt, immer aber lauter und rascher krachen die Steine. Neben dem Bischofshof seit Monaten die Pfälzer Bank umgebaut, Steine und Schutt auf der Straße und davon nehmen sie die schweren Backsteine, die in größeren Stücken oder zerkleinert gegen die Scheiben prasseln, zum Teil die Winterfenster ganz durchschlagen, sogar die Rahmen splintern. [...] Plötzlich ein Rammen gegen das Haupttor mit einem Handkarren von der Baustelle, das Tor bekommt einen großen Sprung, den Riegel verbogen, aber das Tor hält stand, ebenso die meisten Fensterläden.“

Die SS- und SA-Männer hatten sich offensichtlich den Sturm auf das Wiener Palais zum Vorbild genommen und verhöhnten Faulhaber mit Sprechchören wie „Wir wollen unseren Bischof sehen“ – dem Ruf der Wiener Jugend einen Monat zuvor. Faulhabers Glück war, dass die Aktion früher abgebrochen wurde als in Wien.

Der Erzbischof lebte von nun an in einer Angst, die er zuletzt zur Zeit der Münchener Räterepubliken verspürt hatte. In den Aufzeichnungen zum Überfall schrieb er: „Ich mahnte, von den Fenstern weg in die Küche zu gehen. Beim Rosenkranz ‚jetzt und in der Stunde unseres Todes‘.“ Faulhaber ließ bei der Renovierung des Palais die Fensterläden verstärken und Eisentüren vor dem Balkon

anbringen. Besuche ließ er aus Vorsicht grundsätzlich nur von Bekannten zu. Doch trotz der persönlichen Furcht und all der Geschehnisse, die hinter ihm lagen, wollte er die Hoffnung auf eine Verständigung mit Hitler nicht aufgeben, wie er zwei Bischöfen am 4. Dezember mitteilte. Nach dem Münchner Abkommen vom 30. September des Jahres hatte Kardinal Faulhaber beim Vorsitzenden der Fuldaer Konferenz, Kardinal Bertram, sogar noch ein Telegramm an Adolf Hitler angeregt, um diesen zu seiner „Friedenstat“ bei der „Lösung“ der „Tschechischen Frage“ zu beglückwünschen.

Faulhaber glaubte nach wie vor, den eigentlich „guten Führer“, der – wie er oft wiederholte – in Glauben an Gott lebte, von der „schlechten“ NS-Bewegung scheiden zu können. Das verzerrte seinen Blick auf die Realität, so-

dass er Handlungsoptionen jenseits der von ihm präferierten klassischen Eingabepolitik nicht weiter in Betracht zog. Hinzu kam, dass Faulhaber sich nur für den Schutz der eigenen Kirche und seiner Diözesanen zuständig fühlte. Predigten, wie sie Bischof Clemens August Graf von Galen 1941 in Münster gehalten hatte, waren für Faulhaber nicht vorstellbar, ja er hielt sie für schädlich.

So fand sich Faulhaber am Silvesterabend des Jahres 1938 in der Situation wieder, von allen Seiten mit Erwartungen konfrontiert zu werden, die er durch seinen Blick auf die Dinge und den daraus resultierenden strategischen Überlegungen, nur enttäuschen konnte, was ihm selbst bewusst war: „17.00 Uhr

Silvesterpredigt im Dom. 40 Minuten, Das Lied der neuen Zeit, die Einfachheit. Man hat natürlich eine Sensation erwartet gegen die Judenverfolgung oder zum Fenster einwerfen - die Gerüchte sprechen von Krieg und von Katholikenverfolgung. Nichts von alledem.“

Faulhaber wollte versöhnliche Töne anschlagen, nicht noch mehr Öl ins Feuer gießen – das freilich die Nationalsozialisten entfacht hatten – um eine Verständigung mit dem NS-Regime zu erreichen. Für Pater Rupert Mayer, der am 5. Januar 1938 erneut verhaftet worden war und erst fünf Monate später freikam, war diese Predigt eine herbe Enttäuschung. Rückblickend schrieb er dazu: „Aber seit der Silvesterpredigt 1938 über die Einfachheit war in meinem Herzen etwas gesprungen, was mich davon abhielt, mich dort noch einmal sehen zu lassen. Und das ist leider heute noch so. [...] Seit jener Kardinalspredigt im Jahre 1938 habe ich sein Vorgehen in einer Reihe von Dingen einfach nicht mehr verstehen können.“ ■

„Die Schwestern und Katharina kommt leichenblaß ins Zimmer und schon krachen die schweren Ziegelsteine an die Fenster oben und unten, Splitter klirren, dazwischen Schläge wie von einer Kanone, ein Johlen und Pfeifen.“

Geliebte Freiheit

Zum Verhältnis von Offenbarung und Autonomie

von Sarah Rosenhauer

Wenn man nach dem Verhältnis von Philosophie und Offenbarung fragt, steht dabei im Hintergrund die Frage nach dem Verhältnis von Glaube und Vernunft: Wie verhält sich der Glaube, der sich einem Offenbarungsgeschehen verdankt und von dort aus sich selbst und die Wirklichkeit versteht, zur Vernunft, die seit der Moderne als autonom, als in ihren Urteilen nur der eigenen Einsicht verpflichtet, gedacht wird? Um mich dieser nicht nur für den eigenen Glauben, sondern auch für die Positionierung des Christentums zur Moderne so wichtigen Frage anzunähern, will ich zunächst skizzieren, was im Christentum unter Offenbarung verstanden wird. Dann will ich dafür plädieren, dass für den so skizzierten Offenbarungsglauben die Autonomie des Subjekts unhintergebar ist. Und zwar aus philosophischen und genuin theologischen Gründen. Schließlich will ich dafür argumentieren, dass aus der Unhintergebarkeit der Autonomie nicht ihre Autarkie folgt. Und daraus den Ort bestimmen, den Offenbarung im Verhältnis zum autonomen Subjekt einnimmt. Ich möchte also eine Verhältnisbestimmung von Offenbarungsglaube und autonomer Vernunft vorschlagen,

die einerseits die moderne Errungenschaft der Unhintergebarkeit der Autonomie wahrt und andererseits plausibel macht, warum wir für das Gelingen unserer autonomen Vollzüge dennoch auf Offenbarung, also auf Gott, angewiesen sein könnten.

Offenbarung christlich: Liebe

Offenbarung, wie sie das Christentum versteht, ist ein Beziehungsgeschehen zwischen Gott und Mensch.

Offenbarung biblisch: Zeugnis von der Liebe Gottes

Dieses Beziehungsgeschehen, durch das sich Gott den Menschen mitteilt, wird in der Bibel bezeugt – und dieses Zeugnis ist maßgebend für das christliche Offenbarungsverständnis: Gott teilt sich mit durch den Schöpfungsakt, in dem er die Welt und jedes einzelne Leben ins Dasein ruft, weil er sie will. Er teilt sich mit durch geschichtliche

Vertiefung des Themas von Seite 24

Philosophie und Offenbarung

Ereignisse im Bund mit dem Volk Israel: im Bundesschluss mit Moses, im Exodus des Volkes Israel aus Ägypten, in der Mitteilung des Dekalogs, in der Kundgabe über Propheten. In all diesen Ereignissen zeigt Gott, wer er ist, wer er für die Menschen ist und sein will. Er zeigt seine Zuneigung und Treue gegenüber dem Volk Israel. Er zeigt sich im Exodus als Befreier. Gott teilt sich weiter in und durch den Menschen Jesus von Nazareth mit. Er teilt sich mit, indem er – das ist die enorm kühne Überzeugung des Christentums – selbst Mensch wird und mit den Menschen lebt. In der Praxis Jesu, der Praxis der Heilung von Kranken, der Vergebung von Sünden, des Mahlhaltens mit Ausgestoßenen, sowie in der Verkündigung Jesu, seinen Gleichnissen, der Reich-Gottes-Botschaft, zeigt sich Gott als ein Gott, der die Menschen liebt und will, dass sie leben, dass sie sind. Im Kreuzestod Jesu zeigt Gott sich als ein Gott, der sich ganz und vorbehaltlos in die Geschichte der Menschen gibt und darin ihre Freiheit bis in die radikalste Konsequenz, den Kreuzestod Jesu, anerkennt. Gott zeigt sich als einer, der sich den Menschen vorbehaltlos hingibt, weil er sie liebt und ihre Freiheit achtet. In der Auferstehung Jesu zeigt sich Gott als Herr über den Tod. In den biblisch bezeugten Beziehungen zeigt Gott sich, so fasst es der Theologe Thomas Pröpper zusammen, als „unbedingt für den Menschen entschiedene Liebe“. Und entsprechend erfahren die Menschen in diesen Beziehungen, dass sie, als Menschen und als je individuelle Person, unbedingt gewollt sind. Als Geschöpfe Gottes steht unsere Existenz unter dem Vorzeichen des unbedingten Gewolltseins. Das heißt einmal: Wir sind nicht ein zufälliges Evolutionsprodukt, entstanden aus dem Arterhaltungstrieb unserer Eltern. Sondern: Wir sind, weil wir gewollt sind. Und zum anderen heißt es: Nicht wir müssen für den Sinn unserer Existenz eintreten – unsere Existenz gründet im Schöpfungswillen Gottes und dieser Grund

Als Geschöpfe Gottes steht unsere Existenz unter dem Vorzeichen des unbedingten Gewolltseins.



Dr. Sarah Rosenhauer, Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Fundamentaltheologie und Dogmatik der Goethe-Universität Frankfurt a. M.



macht sie sinnvoll, noch bevor wir irgendetwas getan haben, um das zu verdienen. Durch das Inkarnationsgeschehen hat Gott sich als diese freisetzende Liebe des Anfangs noch einmal und bis in die letzte Konsequenz gezeigt. Er hat gezeigt, dass seine liebende Achtung menschlicher Freiheit nicht zurückgenommen wird, wenn die Menschen sich falsch verhalten, nicht einmal, wenn sie ihre Freiheit gegen Gott wenden (Stichwort: Kreuzigung). Gott hat sich als unbedingte Liebe offenbart, als Liebe, die sich nicht von Bedingungen abhängig macht. Als Liebe also, die ihr Gegenüber, den Menschen, nicht als einen bestimmten Jemand liebt, sondern in seiner unverfügbaren Freiheit. Indem Gott sich so zeigt, kann sich der Mensch als geliebt, als geliebte Freiheit wissen.

Offenbarung theologisch: Erkenntnis vs. Liebe

Von Anfang des Christentums an war man nun bemüht zu zeigen, dass der Glaube an Gott und seine Offenbarung nicht widervernünftig ist, dass es nicht völlig irre ist, sich in seiner Selbst- und Wirklichkeitsdeutung und seiner Lebensführung von einem solchen Geschehen leiten zu lassen.

Das führte zunächst zu einer Intellektualisierung des Offenbarungsverständnisses. Sie war dem Versuch geschuldet, die Vorstellung einer Offenbarung Gottes mit der griechischen Philosophie in Einklang zu bringen. Dabei wurde Offenbarung primär als ein Erkenntnisgeschehen aufgefasst, durch das ein Wissen von Gott und der Wirklichkeit mitgeteilt wird. Im Vordergrund stand die Frage nach dem Verhältnis dieser Offenbarungserkenntnis zur Vernunftkenntnis. Wie verhält sich das Wissen, das

durch Offenbarung erschlossen ist, zu dem Wissen, das durch die Vernunft erschlossen ist? Diese Frage war lange Zeit, bis in die Neuscholastik vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, die vorherrschende Frage bezüglich des Offenbarungsbegriffs. Die Diskussion mündete in eine Theorie, das so genannte instruktionstheoretische Offenbarungsverständnis, die auf dem Ersten Vatikanischen Konzil lehramtlich festgeschrieben

wurde. Dem instruktionstheoretischen Modell zufolge muss man Offenbarung als ein zusätzliches Erkenntnisgeschehen zur Vernunftkenntnis verstehen. Dazu werden zwei Wege der Erkenntnis unterschieden: die natürliche und die übernatürliche Erkenntnis. Die natürliche Erkenntnis ist Erkenntnis rein durch Vernunft. Auf diesem Weg kann man, etwa durch die philosophischen Gottesbeweise, die Existenz Gottes erkennen. Wie Gott aber ist, kann man auf diesem Weg nicht erfahren. Dafür ist man auf übernatürliche Erkenntnis, Erkenntnis durch Offenbarung, verwiesen. Durch die Offenbarung können die „ewigen Ratschlüsse“ des göttlichen Willens und das Wesen Gottes erkannt werden.

Die Konzentration auf die Frage nach der Erkenntnis führte damit aber zum einen zu der schwierigen anthropo-

logischen Annahme, der Geist des Menschen sei gleichsam in zwei Stockwerke, ein natürliches und ein übernatürliches unterteilt, die nicht miteinander in Beziehung stehen. Zum anderen führte sie zu einer rationalistischen Verengung der Offenbarung auf ein Informationsgeschehen.

Offenbarung wird verstanden als satzhafte Instruktion, als Unterweisung, über übernatürliche, der Vernunft aus sich selbst heraus nicht zugängliche Wahrheiten und Willensbeschlüsse Gottes. Ihnen ist allein aufgrund der Autorität Gottes, nicht aufgrund innerer Einsicht und Zustimmung, Gehorsam zu leisten. Da sie

der Vernunft von sich aus nicht zugänglich sind, sind sie auch nicht durch sie zu kritisieren. Glaube, die Beziehung des Menschen zu Gott, kann so nie ein Geschehen sein, auf das er sich als ganzer, mit seiner Hoffnung, seinen Sehnsüchten, seinem Vertrauen und eben auch mit seinem höchsten Vermögen, seiner Vernunft, einlässt, sondern ist schlicht Gehorsam: die gehorsame Zustimmung zu bestimmten Wahrheiten.

Gegen diese rationalistische Verengung wendet sich das Zweite Vatikanische Konzil, indem es ihm das so genannte Kommunikationstheoretische Offenbarungsmodell gegenüberstellt. Man besinnt sich auf das biblische Fundament des Offenbarungsbegriffs, das eine Reduktion auf die bloße Erkenntnisdimension nicht zulässt. Offenbarung ist nicht primär Erkenntnisdatum, sondern ein Heilsgeschehen in der Geschichte. Offenbarung wird biblisch bezeugt als Selbstmitteilung Gottes in die Geschichte. Diese Selbstmitteilung ist nicht als eine Instruktion über übernatürliche Wahrheiten zu verstehen, sondern als ein dialogisch-personales Geschehen, in dem Gott nicht satzhafte Willensbeschlüsse mitteilt, sondern sich selbst. Inhalt der Offenbarung sind so nicht übernatürliche Wahrheiten, sondern Gott selbst. Medium der Offenbarung sind nicht Lehrsätze, sondern Personen und ihre Geschichte. Diese dialogisch-personale Bestimmung von Offenbarung kann in Analogie zu Liebesbeziehungen verstanden werden. Liebe ist ein Beziehungsgeschehen, in dem man vom Geliebten erfährt, ihn erkennt, weil er sich selbst in diese Beziehung investiert. Man weiß voneinander, weil man sich aufeinander einlässt, eine gemeinsame Geschichte hat, weil man sich in vielen Situationen erlebt, weil man Konflikte miteinander austrägt, sich immer wieder neu zueinander entschließt. Und nicht, weil man vor der gemeinsamen Geschichte und unabhängig von ihr eine Wesensdefinition des Gegenübers nebst Sittlichkeitskatalog serviert bekommt, die sich in ihren Inhalten und Kategorien der eigenen Urteilskraft entzieht. Analog zu der Selbstmitteilung von Liebenden in ihrer Beziehungsgeschichte ist die Selbstmitteilung Gottes an die Menschen zu verstehen: das Volk Israel erfährt, wer Gott ist, indem es sich von ihm aus Ägypten führen, sich von ihm befreien lässt, indem es immer wieder mit ihm kämpft, an ihm zweifelt, gerade in den

Liebe ist ein Beziehungsgeschehen, in dem man vom Geliebten erfährt, ihn erkennt, weil er sich selbst in diese Beziehung investiert.

Von Anfang des Christentums an war man nun bemüht zu zeigen, dass der Glaube an Gott und seine Offenbarung nicht widervernünftig ist.

Kämpfen und Zweifeln die Treue Gottes, seine Entschiedenheit zu den Menschen, erfährt. Die Jünger erfahren, wer Gott ist, indem sie Jesus nachfolgen, mit ihm leben und sprechen, sich immer wieder auch abwenden, überfordert sind, sich wieder von ihm zurückholen lassen, sich wieder zu ihm entschließen. Durch diesen dialogisch-personalen Prozess erfahren das Volk Israel, die Jünger und die Menschen, die sich zu jeder Zeit auf diese Beziehung eingelassen haben, wer Gott ist (und damit zusammenhängend: was die Welt ist und wer sie selbst sind), das heißt: es geschieht Offenbarung.

Auf ein Schlagwort gebracht: Offenbarung im christlichen Sinn ist Liebe, nicht Erkenntnis. Sie betrifft unsere praktische Freiheit, bevor sie unser Wissen bestimmt.

Geliebte Freiheit: Offenbarung und Autonomie

Wie verhält sich nun das eben skizzierte christliche Offenbarungsverständnis zur Philosophie oder, allgemeiner gefragt: Wie verhält sich der Offenbarungsglaube zur autonomen Vernunft, die nur das als wahr und richtig anerkennt, was sie aus eigener Einsicht zu begründen vermag? Und damit dem Selbstverständnis des modernen Menschen, in seinen Urteilen und Handlungen nur durch seine eigene Einsicht bestimmt zu sein?

Das Verhältnis von Offenbarung und Autonomie muss, so mein Vorschlag, auf doppelte Weise bestimmt werden: Zum einen muss gelten: Autonomie ist unhintergebar. Zum anderen muss gelten: Autonomie ist nicht autark, sie wird durch Offenbarung allererst zu sich selbst befreit.

Was heißt das und wie geht das zusammen?

Zunächst: Autonomie ist unhintergebar. Und zwar in einem doppelten Sinn: Sie ist formal-begründungstheoretisch unhintergebar und sie ist für das Offenbarungsgeschehen selbst unhintergebar. Man könnte auch sagen: Sie ist *nach* der Offenbarung unhintergebar, wenn es darum geht, wie mit dem umzugehen ist, was sich da ereignet hat, und sie ist *in* der Offenbarung unhintergebar.

Dass die Autonomie des Menschen begründungstheoretisch unhintergebar ist, heißt: Auch und gerade der christliche Offenbarungsglaube muss die Vernunftautonomie des Subjekts anerkennen in dem Sinne, dass nur

das als wahr und für uns leitend gelten kann, was aus eigener Einsicht eingesehen werden kann. Tut er das nicht, droht der Offenbarungsbegriff, auch wenn er in Metaphern der Liebe daherkommt, zum Instrument der Macht zu werden. Sobald Offenbarung zur Begründung theologischer Urteile und kirchlicher Direktiven angeführt wird, ist es mit der Autonomie vor-

bei, denn nicht die Einsicht der Vernunft, sondern eine göttliche Offenbarung, die von der mit Deutungsmacht ausgestatteten Kirche verwaltet wird, ist dann der Grund dafür, dass etwas als wahr oder gut geglaubt werden muss.

Offenbarung im christlichen Sinn ist Liebe, nicht Erkenntnis. Sie betrifft unsere praktische Freiheit, bevor sie unser Wissen bestimmt.

Das, die Unhintergebarkeit der Autonomie, bedeutet aber nicht, dass man den Offenbarungsglauben kassieren muss, dass man also sagen muss, unsere Gottesbeziehung hätte keinen Einfluss auf das, was wir für wahr und für gut halten. Es bedeutet, dass in all dem eine Unterscheidung zu beachten ist: die Unterscheidung zwischen dem Entdeckungs- und dem Begründungszusammenhang einer Einsicht: Die Tatsache, dass eine Einsicht im Zusammenhang mit einem Offenbarungsereignis gewonnen wurde, dass sie im Zusammenhang mit diesem Ereignis entdeckt wurde, darf nicht zur Begründung ihrer Geltung angeführt werden, die Berufung auf Offenbarung darf kein Autoritätsargument sein, das die Suche nach vernünftiger Einsicht und den Diskurs über Wahrheit abbricht. Begründet werden kann eine Einsicht nur unter Berufung auf die Vernunft. Beachtet man diese Unterscheidung nicht, droht die Rede von der Offenbarung zur antimodernen Bastion zu werden, in der Glaube wieder zu Gehorsam degradiert und die Freiheit des Subjekts kassiert wird. Das ist nicht nur unannehmbar für unser Selbstverständnis als moderne Subjekte. Es ist auch theologisch falsch: Denn gerade die Achtung der Freiheit des Menschen ist ein wesentliches Implikat des kommunikationstheoretischen Offenbarungsverständnisses, demzufolge Offenbarung sich als ein Beziehungsgeschehen analog der Liebe vollzieht: Liebe impliziert Achtung der Freiheit, sie ist nur als Freiheitsgeschehen denkbar. (Liebe kann nicht erzwungen werden) Offenbarung darf also nicht gegen die Autonomie des Einzelnen gehen, diese ist (auch) für die Offenbarung – und das heißt: für Gott – unhintergebar.

Und ich würde noch weiter gehen und sagen: Die Achtung der Freiheit des Menschen durch Gott ist nicht nur Implikat des formalen Charakters der Offenbarung als Liebesgeschehen. Die Achtung oder stärker: die Affirmation der Freiheit ist auch ihr einziger Inhalt. Wobei die Rede von Inhalt an dieser Stelle missverständlich ist. Denn Offenbarung ist keine inhaltliche Bestimmung: ihr Inhalt ist keine allgemeine oder personale sittliche Weisung (sie hat nicht die Form des „Ich will“ oder „Du sollst!“ bzw. „Du sollst nicht!“) und ihr Inhalt ist auch keine Wahrheit (kein „So ist es“). Offenbarung ist (nichts als) Liebe (sie hat die Form eines bloßen „Du sollst sein“) und als solche ist sie Befreiungsgeschehen: sie gibt keine Bestimmung vor, sondern setzt von jeder Bestimmtheit frei. Das, dass Offenbarung (nichts als) Befreiung durch Liebe ist, ist der zweite Grund für die Unhintergebarkeit der Autonomie im Offenbarungsgeschehen.

Zugleich, das impliziert das Verständnis von Offenbarung als Befreiungsgeschehen, ist Autonomie nicht autark. Denn sie bedarf der Befreiung (und deshalb der Offenbarung).

Die Tatsache, dass eine Einsicht im Zusammenhang mit einem Offenbarungsereignis gewonnen wurde, darf kein Autoritätsargument sein, das die Suche nach vernünftiger Einsicht und den Diskurs über Wahrheit abbricht.



Wie ist das zu verstehen? Ansatzpunkt ist die Problematik, dass wir in unserer Freiheit gar nicht wirklich frei sind: Autonomie ist der Form nach Freiheit zur Selbstführung. Autonomie, auto nomos, heißt wörtlich: ich gebe mir selbst Gesetze, ich bestimme mich selbst. Diese Selbstbestimmung findet aber nicht im luftleeren Raum statt, sie erfolgt gemäß sozial definierter Gelingenstandards, die wir

so verinnerlicht haben, dass sie uns zur zweiten Natur geworden sind. Die Unfreiheit, die dieser Form der Freiheit paradoxerweise innewohnt, ist dabei eine doppelte: Sie liegt einmal in der Form des Selbstverhältnisses, das wir im Vollzug autonomer Freiheit haben und weiter in der sozialen Bestimmtheit der Gelingenstandards, an denen wir uns darin orientieren.

Autonome Freiheit, das lernen wir paradigmatisch von Kant, besteht in der Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Ich be-

stimme mich selbst heißt, ich lasse mich durch nichts bestimmen als den eigenen Willen und die eigene Einsicht. Darin liegt die Freiheit der Autonomie. Diese Freiheit impliziert aber zugleich ein Selbstverhältnis, das herrschaftsförmig ist: Ich bestimme mich selbst heißt: ich mache mich zum Objekt meines Wollens, zum Instrument meiner Pläne. Darin liegt die Unfreiheit der Autonomie. Das hat Auswirkungen darauf, was diese Form der Freiheit kann: Durch die Freiheit der Selbstbestimmung kann ich umsetzen, was ich will und kann. Aber wenn ich durch nichts als mich selbst bestimmt bin, kann ich in meinen Urteilen und Handlungen auch nicht über das hinausgehen, was ich weiß und kann. Ich kann vorgefasste Pläne in die Tat umsetzen, ich kann ein Wissen anwenden, das ich schon habe. Aber ich kann nichts Neues erfinden, ich kann mein Können und Wissen nicht überschreiten. Denn das Überraschende und Neue, das mein Können und Planen Überschreitende ereignet sich, sein Auftreten hat immer etwas mit Kontrollverlust zu tun; es hat nicht den Charakter selbstbestimmter Handlung, sondern den der Widerfahrnis. Oder, wie Adorno sagt, den des Glückens. Kurz: Indem Freiheit nur als Autonomie verstanden wird, wird unser Selbstverhältnis auf Beherrschung und Gelingen und damit auf das Machbare reduziert.

Und, das ist die zweite Dimension der Unfreiheit der Autonomie: die Bestimmung, die ich meiner Freiheit selbst gebe, die Maßstäbe, an denen ich mich in meiner Selbstführung orientiere, sind sozial bestimmt. Das lernen wir paradigmatisch von Hegel. Das hat eine epistemische Komponente: Unsere grundlegenden Vorstellungen davon, was richtig und was gut ist, bilden wir nicht im luftleeren Raum schierer Objektivität und setzen sie auch nicht willkürlich gleichsam ex nihilo, sondern immer in einem sozialen Raum (den Sellars den Raum des Gebens und Nehmens von Gründen nennt, Foucault das Wahrheitsregime und Lacan den großen Anderen); diese Vorstellungen sind also immer vergesellschaftete Vorstellungen oder neutra-

ler ausgedrückt: sie sind abhängig von dem epistemischen Kontext, in dem wir urteilen. Und die soziale Bestimmtheit unserer Gelingensvorstellungen hat eine psychologische Komponente: die Anpassung an (oder die Verinnerlichung von) sozialen Gelingenstandards erfolgt aus einem existenziellen Bedürfnis nach Anerkennung. Denn unsere soziale Identität ist das, was uns zu anerkennungswürdigen weil sozial verorteten und verständlichen Subjekten macht. Die soziale Bestimmung macht dabei, das lernen wir von Freuds Konzept des Über-Ich und Foucaults Konzept der Pastoralmacht, nicht halt vor unserem intimsten Selbstbezug im Gewissen, sondern geht, im Gegenteil, gerade auch davon aus. Unsere Freiheit zu autonomer Selbstbestimmung ist daher nicht wirklich frei, sondern „nur“ Freiheit zur Selbstführung gemäß sozial definierter Gelingenstandards. Oder: unsere Freiheit autonomer Selbstbestimmung ist eine Freiheit, die der Form nach im Machen und dem Inhalt nach in Gewohnheit befangen ist.

Diese Unfreiheit unserer Freiheit ist der Einsatzpunkt, von dem aus verständlich wird, was Offenbarung heißt: Offenbarung ist ein Ereignis, das aus dieser Befangenheit in Gewohnheit und Verfügung befreit (und dadurch die Erkenntnis und die Schaffung von etwas Neuem eröffnet). Prominente Beispiele für eine solche Befreiung liefern Antigone, Paulus oder auch Rosa Parks: Denn sie alle stehen für einen Ausbruch aus den sittlich-epistemischen Selbstverständlichkeiten ihrer Zeit; einen revolutionären Ausbruch, durch den sie sich nicht nur selbst von diesen Selbstverständlichkeiten befreit haben, sondern diese zugleich so fundamental irritiert haben, dass in der Folge eine neue epistemische oder sittliche Ordnung sich herausgebildet hat: Antigone verstößt gegen das Gesetz der Polis, weil sie gegen das Verbot Kreons ihren Bruder beerdigt und relativiert damit die Geltung des Gesetzes, indem sie ihm das göttliche Gesetz entgegenstellt. Und Rosa Parks weigert sich, sich an die rassistische Vorschrift zu halten, sich als Schwarze in einem gesonderten Bereich öffentlicher Verkehrsmittel aufhalten zu müssen. Ihre Verhaftung war ein Initialereignis der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung. Es gibt aber auch viel weniger spektakuläre Beispiele bzw. Erfahrungen von Befreiung, die weniger spektakuläre Konsequenzen gezeitigt haben: Etwa die Erfahrung, dass sich auf einmal, ohne genau angeben zu können, warum und woher, nach einer Zeit der sorgenvollen Befangenheit wieder eine innere Weite eröffnet, von der aus ich Dinge anders sehen und beurteilen kann und die mir den Mut gibt, anders zu handeln.

Die Frage ist nun: Wo kommt die Freiheit zu so einem produktiven Ausbruch aus den sittlichen und epistemischen Selbstverständlichkeiten, die unsere Identität als vermögende Subjekte bestimmt, her? Ist es Zufall? Oder exekutieren diese Menschen eine höhere, kosmische Lo-

Das Überraschende und Neue, das mein Können und Planen Überschreitende ereignet sich, sein Auftreten hat immer etwas mit Kontrollverlust zu tun; es hat den Charakter der Widerfahrnis.

Offenbarung befreit dazu, die eigene Freiheit anders zu vollziehen als als Selbstführung gemäß sozial definierter Gelingenstandards.

gik des Fortschritts? Meine These ist, dass dem nicht so ist, sondern dass die Freiheit, die sich in diesen Taten zeigt (und nicht nur in solch bahnbrechenden, sondern auch in vielen kleinen und alltäglichen produktiven Ausbrüchen aus der Konformität) Resultat eines Befreiungsprozesses ist. Es ist eine Befreiung, die wir nicht selbst hergestellt haben und die auch nicht einfach so passiert ist, sondern die uns geschenkt wurde, die uns von jemandem geschenkt wurde. Und das, dass die Befreiung mir von jemandem geschenkt wurde, macht ihren Offenbarungscharakter aus. Denn dieser jemand, der uns befreit, ist christlich gedacht, Gott. Befreiung solchermaßen als Offenbarung zu denken bedeutet, sie als ein personales Geschehen der Selbstmitteilung Gottes an den Menschen zu denken. Darin spricht Gott dem Menschen ein „Du sollst sein!“ zu, indem er sich als unbedingte Liebe zeigt. Diese unbedingte Anerkennung befreit das Subjekt aus seiner Gebundenheit an das soziale Allgemeine (von dem es sich Anerkennung durch Anpassung verspricht). Offenbarung befreit dazu, die eigene Freiheit anders zu vollziehen als als Selbstführung gemäß sozial definierter Gelingensstandards. Offenbarung befreit dazu, Neues und Anderes zu denken und zu tun.

Kommt mit diesem Verständnis der Offenbarung als Befreiung nicht doch wieder die antimoderne Herrschaftsförmigkeit christlichen Glaubens durchs Hintertürchen? Muss man der Autonomie nicht die Fähigkeit zusprechen, nur aus sich selbst heraus, ohne das Zutun einer externen Instanz, im Vollsinn frei zu sein? Ich glaube, nein.

Und zwar deshalb nicht, weil Offenbarung, so wie ich sie verstehe, der autonomen Freiheit nichts vorgibt, das diese dann gehorsam schlucken müsste. Offenbarung gibt nichts vor, weil Offenbarung nicht(s) gibt. Im Geschehen der Offenbarung geht es nicht um eine gehaltliche Bestimmung irgendeiner Art. Offenbarung ist „nur“ Befreiung. Alles, was diese Befreiung an Einsichten, Urteilen und Taten freisetzt, geht auf das Konto des befreiten Subjekts (nicht auf das Konto Gottes!). Nehmen wir wieder das Beispiel Rosa Parks, die sich geweigert hat, die im damaligen Amerika selbstverständlichen rassistischen Diskriminierungspraktiken zu befolgen. Wenn man die Tat von Rosa Parks auf ein Offenbarungsereignis zurückführt (was sie, nebenbei bemerkt, selbst nicht getan hat), dann hätte dieses nicht die Gestalt, dass sie eine religiöse Erfahrung macht, in der Gott ihr mitteilt: „Alle Menschen sind gleich. Handle danach!“ – und das setzt sie dann brav um. Sondern sie hätte die Gestalt, dass Rosa Parks eine Erfahrung macht, die sie befreit dazu, sich selbst und die Welt anders zu sehen und dadurch anders zu handeln. Eine solche Befreiung wird vor dem Hintergrund des christlichen Offenbarungsverständnisses als Erfahrung befreiender Liebe gedacht. Kraft dieser Erfahrung entscheidet Rosa Parks selbst, das heißt im Vollzug ihrer Autonomie, dass sie sich nicht mehr von diskriminierenden Vorschriften unterdrücken lassen will. Wenn man jetzt Rosa Parks (oder andere, die in der Folge

gegen rassistische Diskriminierung gekämpft haben) fragt: warum war dein/euer Widerstand richtig?, dann kann die Antwort nicht sein: weil Rosa Parks ein Offenbarungserlebnis hatte, sondern: weil rassistische Diskriminierung falsch ist. Die Offenbarung hatte dabei nicht die Funktion, diese Einsicht inhaltlich bestimmt vorzugeben, sondern sie hatte „nur“ die Funktion, Rosa Parks (und in der Folge viele andere) dazu zu befreien, sich von den rassistischen Selbstverständlichkeiten, die ihr zweit natürliches Selbst- und Weltverhältnis prägten, zu distanzieren und dann kraft dieser Befreiung aus eigener Einsicht anders zu handeln. Eine so verstandene Offenbarung kann nicht herrschaftsförmig sein, weil sie nichts inhaltlich vorgibt, sondern nur ein „Du sollst sein“, nur freisetzende Liebe ist und alles, was dann kommt geht auf das Konto des Menschen, der seine befreite (weil geliebte) Freiheit realisiert.

Damit setzt Offenbarung einen starken Begriff der Autonomie voraus. Denn sie mutet dem Menschen und seiner Freiheit viel zu: Wir sind in unseren theoretischen und praktischen Urteilen und den daraus folgenden Handlungen auf uns selbst verwiesen; es gibt keine transzendente Instanz, die uns das Urteilen und Handeln abnimmt. Und zugleich ist mit dem eben skizzierten Begriff von Offenbarung eine Kritik der Autonomie,

eine Kritik an einem hypertrophen Verständnis von Autonomie, verbunden. Denn es impliziert, dass Freiheit der Befreiung bedarf. Sie ist nicht autark, sondern ist auf Offenbarung, auf Gott verwiesen, um wirklich frei sein zu können. Sie ist auf etwas Entgegenkommendes verwiesen, um über sich und das ihr Mögliche wie das sozial Vorgegebene hinaus zu wachsen. Dieses Entgegenkommende, das Freiheit zu ihrer Fülle befreit, verstehe ich als Offenbarung: als ein Beziehungsgeschehen, das sich zwischen Gott und Mensch abspielt und „nur“ darin besteht, dass Gott uns ein unbedingtes „Du sollst sein!“ zuspricht und damit freimacht, frei zu sein.

Offenbarung solchermaßen als Freiheits- und nicht als Erkenntnisgeschehen zu verstehen hat, das sei abschließend noch gesagt, auch ontologische Konsequenzen. Wenn Offenbarung heißt, das schöpfende „Ja“ Gottes zu allem Seienden zu erinnern, dann ist die erste ontologische Frage des Christentums nicht die nach den ersten oder letzten Prinzipien und Gesetzen der Wirklichkeit; das Christentum vertritt keine Metaphysik und keine Kosmologie. Die Frage, auf die das Christentum mit seiner Schöpfungs- und Offenbarungslehre eine Antwort gibt, ist die Frage nach dem Wert der Wirklichkeit. Es geht nicht um ein feststellendes Begreifen im Modus des „so ist es“, in dem Freiheit auf „Einsicht in die Notwendigkeit“ reduziert ist, sondern um ein liebendes Freisetzen, durch das entstehen kann, was noch nicht ist. ■

Wir sind in unseren theoretischen und praktischen Urteilen und den daraus folgenden Handlungen auf uns selbst verwiesen; es gibt keine transzendente Instanz, die uns das Urteilen und Handeln abnimmt.



Philosophie als Offenbarung

von Thomas Oehl

Vertiefung des Themas von Seite 24

Philosophie und Offenbarung

Axel Hutter
zum 60. Geburtstag

Der Titel unseres philosophisch-theologischen Gesprächs – „Philosophie und Offenbarung“ – verweist auf eine alte Streitfrage: Wie soll die Vernunft mit Wahrheitsansprüchen umgehen, die sich auf Offenbarung berufen? Wie soll sich somit die Disziplin der Philosophie, die allein der Vernunft verpflichtet ist, zur Religion verhalten, die sich auf Offenbarung beruft?

Die Philosophie und ihre Geschichte ist voll von divergierenden, einander widersprechenden und inkompatiblen Überzeugungen.

Mein Gesprächsbeitrag gibt – jedenfalls zunächst – keine Antwort auf diese Frage. Stattdessen will er eine unhinterfragte Voraussetzung problematisieren, die in dieser Frage steckt: nämlich die Annahme, dass Philosophie als Vernunftdisziplin ein Unterfangen sei, in dem der Mensch *allein aus eigener Kraft* zu Erkenntnissen gelangen kann; also ein Unterfangen,

welches – in eben diesem Sinne – frei von so etwas wie „Offenbarung“ ist. Diese Annahme ist, wie ich denke, falsch. Dass und warum sie das ist, will ich in den folgenden, an Hegels Denken geschulten Überlegungen zeigen.

Ausgangspunkt: Das Faktum philosophischen Dissenses

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist ein Faktum, das sich kaum bestreiten lässt: Die Philosophie und ihre Geschichte ist voll von divergierenden, einander widersprechenden und inkompatiblen Überzeugungen. Es wird, denke ich, zu wenig über diesen Befund nachgedacht. Dabei ist ein Nachdenken über diesen Befund aber selbst *philosophisches* Nachdenken. Denn: Dieser Befund wird zum *philosophischen* Problem, sobald man einsieht, dass es keine gewöhnliche – etwa psychologische – Erklärung für

ihn gibt. Eine solche psychologische Erklärung wäre zum Beispiel, dass der philosophische Dissens in *intellektuellen Defiziten* von einigen der beteiligten Philosophinnen und Philosophen gründet. Doch das scheint absurd. Kaum jemand wird ernsthaft behaupten wollen, dass beispielsweise Kant ein wenig zu dumm gewesen sei, um selbst Hegel zu werden, also zu Hegels Einsichten zu gelangen; oder dass Aristoteles das geistige Niveau Platons nicht erreicht und nur deshalb die Sinnlichkeit aufgewertet habe.

Wenn man nun nicht diese – nebenbei bemerkt: höchst überhebliche – Einstellung zur Philosophie und Philosophiegeschichte einnimmt, so wird also erklärungsbedürftig, *warum* es in ihr derartig einander widersprechende Überzeugungen gibt. Eine spätestens seit dem 19. Jahrhundert beliebte Erklärung lautet so: Die Philosophie sei je ein *Kind ihrer Zeit*; so prägt sich beispielsweise die Selbstverständlichkeit des Gottesglaubens in die Philosophie des Mittelalters ein, und die Selbstverständlichkeit von Freiheit und Autonomie des Menschen in die Philosophie der Moderne. Nun ist gewiss nicht zu leugnen, dass es eine *Verflechtung* von Philosophie und Geschichte gibt. Doch dass es *eine* Verflechtung von Philosophie und Geschichte gibt, bedeutet noch nicht, dass diese Verflechtung die folgende *Form* annehmen muss: Was philosophisch *als wahr* behauptet wird, *gilt nur aufgrund* einer bestimmten historischen Konstellation und *in* einer bestimmten historischen Konstellation. Diese Form der Verflechtungsbehauptung nenne ich die „*Historisierung* der Philosophie“. Diese Form sollte die Philosophie so gut als möglich von sich weisen; denn sie ist für die Philosophie zerstörerisch, da sie die Philosophie mit den relativen Prozessen der Weltgeschichte gleichmacht. Damit verliert sie ihr genuines Ringen um *Wahrheit* – und auch ihre kritische Distanz zum Weltgeschehen. Doch diese Historisierung der Philosophie ist auch unplausibel; denn die Philosophie zeichnet sich offenkundig gerade dadurch aus, dass sie in ihrem Ringen um Wahrheit wesentlich auch das Gespräch mit Philosophinnen und Philosophen *ganz anderer historischer Epochen* sucht. So würde – ganz mir Recht – niemand sagen, die sub specie veritatis geführte Auseinandersetzung mit dem Freiheitsbegriff Kants gehe ins Leere, weil Kant ein Kind des 18. Jahrhunderts und ein braver Untertan war.

Mit der Formulierung „sub specie veritatis“ habe ich nun ein *Dilemma* angezeigt: Entweder, man nimmt die eben kriti-

Die Historisierung der Philosophie ist unplausibel, da sie in ihrem Ringen um Wahrheit wesentlich auch das Gespräch mit Philosophinnen und Philosophen *ganz anderer historischer Epochen* sucht.

sierte Historisierung der Philosophie vor; dann aber muss man Philosophie als Ausdruck einer historischen Konstellation, nicht aber als *ernsthafte Ringen um Wahrheit* verstehen. Oder man nimmt sie nicht vor, weil man sie als dieses ernsthafte Ringen um Wahrheit verstehen will – dann aber ist die aufgeworfene Frage weiter ungelöst: Wie ist es zu *erklären*, dass es in der Philosophie einander widersprechende – *fundamental* widersprechende – Überzeugungen gibt? Ich will nun eine Antwort auf diese Frage zu geben versuchen, indem ich Folgendes zeige: Zwei verschiedene philosophische Überzeugungen sind *notwendig* so, dass eine Vertreterin der einen *nicht durch ein Argument* von der Wahrheit der anderen überzeugt werden kann. Diese Erkenntnis wird uns zum Begriff der *Offenbarung* führen und zeigen, dass philosophische Erkenntnis selbst *offenbarungsförmig* ist.

Zur logischen Form philosophischer Überzeugungen

Um diese Erkenntnis gewinnen zu können, muss zunächst bestimmt werden, welche *logische Form* eine philosophische Überzeugung hat: Eine philosophische Überzeugung ist immer auch eine Überzeugung über die *wahre (oder gültige) Bedeutung von Begriffen*; sie besteht *nicht* einfach in für wahr gehaltenen Überzeugungen, dass dieses oder jenes der Fall ist, wobei die Bedeutung von Begriffen unkritisch vorausgesetzt werden kann. Ich will dies durch ein Beispiel erläutern: Wenn wir im Alltag beispielsweise die Überzeugung äußern, dass der Gipfel Zugspitze am 1. Mai 2022 schneebedeckt sein wird, so kann diese Überzeugung wahr oder falsch sein. Doch ob sie wahr oder falsch ist, betrifft nicht die *Bedeutung* der enthaltenen Begriffe oder Wörter. Das Wort „Zugspitze“ und der Begriff des „schneebedeckt-Seins“ bedeuten ja gerade dasselbe, wenn der Satz wahr ist, wie dann, wenn er falsch ist. Andernfalls ließe sich ja gar nicht sinnvoll über die Frage *streiten*, ob der Gipfel der Zugspitze nun am 1. Mai 2022 schneebedeckt sein wird oder nicht. Denn dann wäre der Sinn des Satzes in beiden Fällen verschieden; es wäre gar nicht vom selben die Rede.

Anders verhält es sich nun bei *philosophischen* Überzeugungen: Wenn ich vertrete, der Mensch ist ein geistiges Wesen von unbedingter Würde, so gebe ich damit eine *Wesensbestimmung* des Menschen. Wenn mir jemand ent-

gegnet, der Mensch sei ein Naturobjekt ohne jede Würde, so sagt er nicht bloß *etwas anderes über* den Menschen als ich; sondern er spricht auch *von einem anderen* Menschen als ich. Genauer: Er behauptet, dass ein von uns beiden zwar identifizierbares „etwas“ – auf das wir exemplarisch mit dem Finger zeigen können – ein *anderes Wesen* sei als ich meine. Dieses Beispiel ist nun alles andere als aus der Luft gegriffen: Es ist die kondensierte Form des inner- wie außerphilosophischen Streits zwischen einem geistigen und einem naturalistischen Verständnis des Menschen. Wir alle wissen, dass dieser Streit andauert – und ein gutes Beispiel für die einander fundamental widersprechenden philosophischen Überzeugungen ist, von denen eingangs die Rede war.

Wir erwarten nun in der Philosophie (und von der Philosophie) ganz selbstverständlich, dass Vertreter:innen beider Überzeugungen

Argumente für ihre jeweilige Überzeugung geben können und geben. Doch aus dem Gesagten sehen wir nun klar das Problem: Wenn der Streit über die *Bedeutung* von Begriffen geht – hier die Bedeutung des Begriffs des Menschen –, so ist er *nicht mit Argumenten* zu entscheiden. Denn Argumente müssten als ihre Prämissen Sätze enthalten, die ihrerseits wieder Begriffe enthalten, über deren Bedeutung *ebensowenig Einigkeit* besteht wie über die Bedeutung des in Frage stehenden Begriffs. Ich will dies am gegebenen Beispiel illustrieren: So kann die Vertreterin des geistigen Verständnisses des Menschen beispielsweise argumentieren, im naturalistischen Verständnis sei nicht erklärbar, warum der Mensch eine Form des Genusses kennt, die selbstzwecklich und ohne Nutzen ist und sich in der Erfahrung kategorial von bloß sinnlicher Lust unterscheidet: nämlich den ästhetischen Genuss. Doch dies wird die Vertreterin der naturalistischen Auffassung nicht überzeugen: Sie mag entgegenen, dass der ästhetische Genuss eben *nicht* selbstzwecklich und ohne Nutzen sei, sondern zum Zwecke der biologischen Erholung und damit Gesundheit verfolgt werde, und dass ästhetischer Genuss nichts kategorial anderes als der Genuss von Schokolade oder sexueller Lust sei, nur eben anders und vielleicht bisweilen graduell intensiver.

Das also zeigt: Die einander widersprechenden Überzeugungen über die Begriffsbedeutungen pflanzen sich in die Prämissen etwaiger Argumente für solche Überzeugungen fort. Das ist – genauer besehen – nicht überraschend. Denn wenn eine Prämisse eine Überzeugung stützen kann, dann muss in ihr ja schon *derselbe Geist* wehen wie in dem, was sie stützen soll. Deshalb aber gilt: Argumente vermögen es *prinzipiell* nicht, ein Gegenüber von einer widerstreitenden philosophischen Überzeugung zu überzeugen. Das bedeutet freilich nicht, dass Argumente in der Philosophie nicht wichtig wären. Sie sind sogar unverzichtbar, denn sie vermögen etwas für die Philosophie Wesentliches: Durch sie können wir den Nachweis erbringen, dass eine philosophische Auffassung *kohärent* ist;

Argumente vermögen es *prinzipiell* nicht, ein Gegenüber von einer widerstreitenden philosophischen Überzeugung zu überzeugen.



Dr. Thomas Oehl, Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Philosophie II der Ludwig-Maximilians-Universität München



d. h. dass sie logisch widerspruchsfrei und begrifflich artikuliert – und damit erst aussagekräftig ist.

Philosophische Wahrheit? Philosophie als Offenbarung

Was aber folgt nun aus der Erkenntnis, dass Argumente es prinzipiell – also aus logischen, nicht aus *psycho*-logischen Gründen – nicht vermögen, ein Gegenüber von einer widerstreitenden philosophischen Überzeugung zu überzeugen? Nun, es gibt *zwei mögliche Folgerungen*, die äußerst ernüchternd und – wie ich glaube – letztlich sogar menschen-unwürdig sind: (i) Die eine besagt, dass es so etwas wie philosophische Erkenntnis eben *gar nicht* gibt. In Wahrheit ist Philosophie nicht mehr als das *Nebeneinanderherbestehen von unverbindlichen Meinungen*, die sich in voneinander isolierten Blasen artikulieren und ausbilden. Philosophischer Streit ist – wenn er an Wahrheit und Verbindlichkeit geeicht sein soll – schlicht *Unsinn*; wo er Sinn hat, da einen ganz anderen: Er ist in Wahrheit etwa ein Streit um *Macht*, um Meinungsvormacht und Einfluss.

Diese Option hatte ich eingangs, mit einem emphatischen Festhalten am „sub specie veritatis“, schon zurückgewiesen. Ich kann hier zwar nicht beanspruchen, *bewiesen* zu haben, dass sie falsch ist. Sehr wohl aber kann ich beanspruchen, zu beweisen, dass diese Option dann falsch ist, *wenn* sie behauptet, sie sei die einzig mögliche und schon daher zwingende Folgerung aus unserer Erkenntnis, dass Argumente es prinzipiell nicht vermögen, ein Gegenüber von einer widerstreitenden philosophischen Überzeugung zu überzeugen. (ii) Die andere, aus meiner Sicht ebenfalls fürchterliche Folgerung daraus wäre diese: Es *gibt* zwar philosophische Wahrheit; aber die ist für diejenigen, die nicht schon immer in ihr stehen – also gleichsam glücklicherweise in der richtigen Blase geboren wurden –, *ein für allemal* verloren. Dadurch, dass wir solche Verlorenen nicht durch Argumente zur Erkenntnis der Wahrheit führen können, bleiben sie notwendig die Verlorenen.

Dem widerspricht nun eine andere Folgerung, welche ich vertrete: Es ist ja denkbar, dass in einer der widerstreitenden Überzeugungen *tatsächlich* die Wahrheit liegt; und zwar eine Wahrheit, die *selbst die Kraft hat*, sich gegen andere Überzeugungen geltend zu machen. Dann wäre zu sagen: Wir können uns zwar nicht aus *eigener* Kraft – mittels verfügbarer Argumente – von der Wahrheit überzeugen, aber die Wahrheit kann es aus *ihrer* Kraft; *sie* kann *uns* von *sich* überzeugen.

Das klingt zunächst wie ein *Mythos*. Wie soll die Wahrheit etwas *tun* können, wie soll sie uns von sich überzeugen können? Dieser Anschein verschwindet, wie ich denke, schnell, wenn wir an das vorhin gegebene Beispiel anknüpfen: Wenn wir davon überzeugt sind, dass ästhetischer Genuss von kategorial anderer Art ist als der Genuss von Schokolade – nämlich geistiger Art –, dann ruht diese Überzeugung auf *Erfahrung* auf (– die uns in einem

tiefen Sinne des Wortes „*bildet*“). Wir haben den ästhetischen Genuss kategorial anders *erfahren* als den Genuss von Schokolade. Nun ist es denkbar, dass eine Vertreterin der gegensätzlichen Überzeugung diese Erfahrung ebenfalls macht. Sie mag eines Tages die *Missa Solemnis* Beethovens in einer Weise hören, die sie davon überzeugt, dass ästhetische Erfahrung *geistig* ist – und die sie daher zwingt, ihr naturalistisches Menschenbild im Ganzen kohärenterweise zu verwerfen. Dann aber hat sie erfahren, dass letztlich nicht *sie*, sondern *der Geist* in ihrer Kunsterfahrung am Werk war. Dieses Beispiel erinnert uns an etwas, das uns durchaus vertraut ist: Ästhetische Erfahrungen sind *unverfügbar*. Wir können sie nicht erzwingen. Das gilt dann aber auch für die Art, *wie* wir sie erfahren – und dafür, *als was* wir sie erfahren. Wenn ich nicht erzwingen kann, dass jemand Beethovens Musik überhaupt als schön und tief hört, so kann ich auch nicht erzwingen, dass sie oder er sich darin *als geistig* erfährt.

Für Philosophie gilt nun dasselbe – was der Grund ist, warum Hegel sie zusammen mit Kunst und Religion als Gestalt des „absoluten Geistes“ auffasst: Auch das Gelingen von Philosophie ist unverfügbar.

Ich kann zwar aus eigener Kraft *Denkanstrengungen* unternehmen; aber ich kann nicht aus eigener Kraft erzwingen, dass ich *klar* und *gut* denke; dass mir im Denken *etwas aufgeht*. Genau darum aber geht es in der Philosophie letztlich, gleich wie in der Kunst: Dass mir etwas aufgeht; dass mir etwas *tätig* gegenübertritt, entgegentritt. Mit Recht sagen wir daher über philosophische Werke, die uns fremd bleiben: „Das bleibt mir verschlossen,

das leuchtet mir nicht ein!“ Oder: „Das sagt mir nichts!“, „Das spricht mich nicht an!“. Wir können dieses „Ansprechen“, „Aufgehen“ oder „Einleuchten“ nun – sinnvollerweise – auch „*Offenbaren*“ nennen. Philosophie ist dann wesentlich Offenbarung: Denn die Wahrheit muss sich mir offenbaren, sie muss sich selbst geltend machen, wenn *ich* mich von ihr nicht *aus eigener Kraft* – d. h. mittels verfügbarer Argumente – überzeugen kann.

Das heißt nun gerade *nicht*, dass die Wahrheit der- oder demjenigen verschlossen bleiben muss, die bzw. der (noch) anderer Überzeugung ist. Es bedeutet nur, dass es *uns* verschlossen ist, *ihr* oder *ihm* die Wahrheit *aufzwingen* zu können; also *erzwingen* zu können, dass sie oder er von der Wahrheit überzeugt wird. Auch bedeutet es, dass wir nicht wissen, wann – ja nicht einmal: *ob* jemals – die Wahrheit sich ihr oder ihm erschließen wird. Aber wir wissen: Es ist jederzeit *möglich*. Und wir wissen, falls wir selbst von der Wahrheit überzeugt sind, dass es bei uns geschehen sein muss. Das kann Grund zur *Hoffnung* sein darauf, dass es auch anderen zuteil werden wird.

Daran wird nun noch etwas deutlich: Der Begriff von Offenbarung mag zunächst den Anschein einer *autoritären, unaufklärerischen* Rede haben. Doch mir scheint, dass das Gegenteil der Fall ist. Menschenunwürdig und gegen die Vernunft sind diejenigen Reden, die ich oben bereits diskutiert habe: Die uns entweder die philosophische

Wir können uns zwar nicht aus eigener Kraft von der Wahrheit überzeugen, aber die Wahrheit kann es aus ihrer Kraft; sie kann uns von sich überzeugen.

Wahrheit überhaupt absprechen wollen, oder die schließen müssen, dass es zwar philosophische Wahrheit gibt, aber *ein für allemal* nicht für diejenigen, die jetzt außerhalb ihrer stehen.

Ich denke, man kann und sollte sogar noch einen weiteren kritischen Schritt gehen. Dieser scheint mir in unserer Gegenwart sogar von besonderer Bedeutung zu sein: Die sich als aufklärerisch und „nachmetaphysisch“ bezeichnende Rede vom „zwanglosen Zwang“ des Arguments ist von der Warte der hier skizzierten Auffassung *gefährlich*. Denn entweder redet sie nur von einem Diskurs, der tatsächlich *vollständig* durch Argumente zu führen ist – und damit aber nicht mehr von einem philosophischen. Oder sie redet *auch* vom philosophischen Diskurs, dann aber ist sie aus meiner Sicht nicht nur schlicht falsch, sondern sogar Ausdruck einer *Selbstüberhöhung* des Menschen: Denn sie zeichnet ein Bild des philosophischen Streits, demgemäß dort, wo die Wahrheit uns in Wahrheit un verfügbar ist, schlicht eine Verfügbarkeit behauptet wird. *Damit überhöht sich der Mensch über die Wahrheit* – und denkt sich so, dass er sich anderer Menschen durch Argumente *bemächtigen* kann. Sieht man so auf die Sache, ist nicht meine Rede von der Offenbarung die einer autoritären Bemächtigung, sondern vielmehr die scheinbar unschuldige Rede vom „zwanglosen Zwang“ des Arguments, sofern sie nicht präzisiert oder eingeschränkt wird.

Ein Fehlschluss wäre es übrigens auch zu denken, dass aus meinem Begriff von Philosophie als Offenbarung folgt, dass wir als Menschen *eigentlich nichts mehr zu tun hätten*, sondern bloß abzuwarten hätten, bis die Wahrheit von selbst alles tut. Das ist absurd. Ich hatte ja schon gesagt, dass ich erst einmal *denken* muss, damit mir *im* Denken etwas aufgehen kann. Das ist genauso trivial – und zugleich genauso schwierig – wie dass ich erst einmal die Ohren aufsperrn und aufmerksam hinhören muss, damit ich beim Hören von Beethoven *möglicherweise* eine ästhetische Erfahrung machen *kann*. Wenn ich aufmerksam hinhöre, kann ich dadurch nicht erzwingen, eine zu machen; aber ich kann es *ausschließen*, eine zu machen, wenn ich *gar nicht erst hinhöre*. Und genauso wenig, wie die Unverfügbarkeit der ästhetischen Erfahrung beim Hören von Beethoven unsere Orchester dazu verleitet, Beethoven nicht mehr aufzuführen

– genauso wenig sollten wir das philosophische Streiten unterlassen, weil die philosophische Wahrheit un verfügbar ist. Wie jedes Konzert, so kann auch jede philosophische Äußerung ein Ort der Offenbarung werden. *Dass* sie es ist – davon kann ich nur überzeugt werden, wenn ich es erfahre; aber erfahren kann ich es nur,

wenn ich mich erst einmal auf den Vollzug des Denkens einlasse, mich zu ihm entschließe; das heißt: wenn ich nicht nur über das Denken rede, sondern selbst denke. Das – so scheint mir – tun wir alle viel zu selten. Das relativiert im Übrigen auch einen Text wie diesen: Er soll eine Einladung zum eigenen Denken sein – nicht eine Belehrung, deren Annahme einem das je eigene Denken ersparen könnte.

Wie jedes Konzert, so kann auch jede philosophische Äußerung ein Ort der Offenbarung werden.

Philosophie als Offenbarung ist Philosophie des Geistes

Ich komme nun zum letzten Gedankenschritt. Es könnte scheinen, als hätten wir durch den skizzierten Begriff von Philosophie als Offenbarung eine *Pattsituation* zwischen den einander widersprechenden philosophischen Überzeugungen hergestellt: Jede dieser Überzeugungen kann, so scheint es, zunächst mit gleichem Recht sagen, dass *sie* die Wahrheit artikuliert, die sich den anderen erst noch zu erschließen hat.

Doch dieser Schein trügt – aus folgendem Grund: Es kann sich nur diejenige Wahrheit offenbaren, deren *Inhalt* Raum für den Begriff der Offenbarung hat. Genauer: Nur eine solche Wahrheit, mit der der Gedanke ihrer Offenbarung in Einklang gebracht, also *kohärent zusammengedacht* werden kann; eine Wahrheit, als deren Teil man unser Überzeugtwerden von dieser Wahrheit denken kann. Wieder an unserem Beispiel illustriert: Ein Naturalismus, der sich darauf verpflichtet, dass es so etwas wie einen geistigen Akt der Offenbarung gar nicht geben *kann*, kann eo ipso keine sich-offenbarende Wahrheit sein. Denn wäre er ein solcher, dürfte es ihn, seinem Inhalt gemäß, überhaupt nicht geben. Wäre der Naturalismus wahr, könnte er – wenn meine Argumentation soweit richtig ist – niemanden von sich überzeugen, der nicht schon von ihm überzeugt ist. Will er daraus nicht den Schluss ziehen, dass es sich deshalb gar nicht um eine wahrheitsfähige Position handelt, müsste er Philosophen wie mich als *ewig Verlorene* charakterisieren – wohl als Opfer der Natur.

Daraus folgt nun also: Eine Philosophie, die am Begriff der Wahrheit festhalten will und sich deshalb als Offenbarung versteht, ist dadurch nicht nur *formal* bestimmt. Sondern: Sie ist *inhaltlich* soweit bestimmt, dass der Gedanke der *Offenbarung* wesentlich zu ihrem Inhalt gehören muss. Deshalb ist – wie bei Hegel auch der Fall – Philosophie als Offenbarung notwendig Philosophie *des Geistes*. Denn: Offenbarung ist, was auch immer sie im Detail ist oder impliziert, jedenfalls ein *geistiger* Akt.

Offenbarung gehört somit selbst *wesentlich* zur philosophischen Wahrheit. Dem entspricht, dass sie genauso wenig bloß äußerliche Hülle oder Kanal der philosophischen Wahrheit ist, wie der geistig erhebende Klang Beethovens bloß äußerliche Hülle oder Kanal seiner Musik ist. Diese Einsicht eröffnet nun eine bedeutende Perspektive, die ich noch kurz andeuten will.

Wenn Offenbarung ein geistiger Akt ist, der wesentlich zur philosophischen Wahrheit gehört, so bedeutet dies, dass diese sich-offenbarende Wahrheit selbst „Gott“ ist – wenn man unter „Gott“ etwas Wirkliches versteht, das uns Menschen *unbedingt vorausgesetzt* ist und uns Menschen zeigt, *wer oder was es selbst in Wahrheit ist, und wer oder was wir selbst in Wahrheit sind*. Genau dies gilt von der philosophischen Wahrheit, welche wesentlich ihre eigene Offenbarung ist: Diese Wahrheit, die als solche unbedingt gilt

Wenn Offenbarung ein geistiger Akt ist, der wesentlich zur philosophischen Wahrheit gehört, so bedeutet dies, dass diese sich-offenbarende Wahrheit selbst „Gott“ ist.



und die Wahrheit über uns Menschen enthält, ist uns Menschen *unverfügbar*; der Mensch kann sich von ihr nicht überzeugen, sondern nur sie selbst kann ihn von sich überzeugen. Sie ist aber etwas Wirkliches deshalb, weil sie sich, wenn sie den Menschen von sich überzeugt, eben *in seine Denkkakte einmischt*, und daher *ebenso wirklich sein muss wie diese*. Der Gedanke einer sich offenbarenden philosophischen Wahrheit ist also der Gedanke *Gottes*.

Doch hier ergibt sich eine Komplikation: Wenn Offenbarung wesentlich zur philosophischen Wahrheit gehört, so könnte es nun scheinen, dass diese philosophische Wahrheit eben doch *abhängig* von geschichtlich sich wandelnden individuellen Menschen oder Kollektiven ist. Denn: Offenbarung ist ja nur Offenbarung, wenn es auch einen *Adressaten* der Offenbarung gibt. Wenn ein solcher Adressat, der Mensch, der Offenbarung wesentlich wäre, so könnte die philosophische Wahrheit, für die wiederum diese Offenbarungsförderung wesentlich ist, eben nichts an und für sich schon Geltendes, dem Menschen Vorausgesetztes sein. Von ihr gälte dann: Sie *ist* nicht, sondern sie *wird* erst – durch den Menschen und seine Geschichte. Dieser Verdacht ist eine Variante der historisierenden Hegel-Rezeption: Was als eine Offenbarungsgeschichte Gottes und seiner Wahrheit *erscheint*, ist in Wahrheit ein laufender Selbstverständigungsprozess der Menschheit, in der alle Wahrheit relativ wird.

Doch dieser Verdacht ist nicht zwingend. Aus dem – in der Tat zwingenden – Gedanken, dass die Offenbarung *eines* Adressaten bedarf, kann man auch etwas anderes folgern: Dass es einen *ewigen* Adressaten geben muss. Dieser ewige Adressat wäre ein *ewiges Gegenüber Gottes*, das als Gegenüber von ihm zu unterscheiden ist und doch intern zu seinem eigenen Wesen hinzugehört, also ein *ihm innerlicher* Adressat der Offenbarung ist. Das aber wäre der Gedanke des „ewigen Sohnes“, der „zweiten Person“ der Trinität. Erst mit ihm kann Gott die *eine* sich-offenbarende Wahrheit sein, die als Ganze, in ihrer für uns qua Offenbarung zugänglichen Einheit, *Geist* ist.

Dies bedürfte freilich einer näheren Ausbuchstabierung in einer *philosophischen Theologie*, die ich hier nicht mehr darstellen kann. Es sollte aber deutlich geworden sein, warum das zunächst *religiöse* Wort der „Offenbarung“ für die philosophische Wahrheit passend gewählt ist. Denn diese impliziert, konsequent zu Ende gedacht, sogar die philosophische Überzeugung von der Wirklichkeit *Gottes* – ja sogar eines *trinitarischen* Gottes. So hat uns der Gedankengang also doch auf die eingangs gestellte Frage nach dem Verhältnis von Philosophie und Religion zurückgeführt.

Ausblick: Ein neues Gespräch zwischen Philosophie und Theologie

Auf dieser Basis aber ist ein *neues Gespräch* mit der Religion und ihrer Theologie möglich, sinnvoll und geboten (– wie wir es mit unserem hiesigen Gespräch passend be-

ginnen: als Gespräch zwischen einer katholischen Theologin und einem Philosophen). Meine philosophische Auffassung widerspricht dem naturalistischen Mainstream unserer Zeit wie ihrer Philosophie in sehr grundlegender Weise – allerdings auch der Religion und Theologie, sofern diese den eingangs genannten, grundfalschen Gegensatz zwischen Philosophie und Vernunft auf der einen, und Religion und Offenbarung auf der anderen Seite beschwören.

In einem solchen Gespräch sollte aber eines nicht vergessen werden. Ich habe „*nur*“ eine Hypothese gezeigt: *Wenn* es eine philosophische Wahrheit gibt und diese prinzipiell aller Menschen eingesehene Überzeugung werden kann, *dann* muss Philosophie Offenbarung sein. *Dass* es aber philosophische Wahrheit gibt und *dass* sie aller Menschen Überzeugung werden kann – das ist, eben wenn und weil Philosophie Wahrheit ist, nicht von *mir* zu zeigen, sondern muss – wenn es wahr ist – *selbst offenbar* werden. In nicht-hypothetischer Weise vernünftig affirmieren kann die Offenbarung also nur die- oder derjenige,

die bzw. der auch von sich behauptet, dass sie ihr bzw. ihm zuteil geworden ist.

Das klingt selbstbewusst – und ist es auch. Aber es ist nicht bemächtigend: Denn gerade dann, wenn dies wahr ist, versteht sich die philosophische Rede davon konsequenterweise *nicht* missionarisch, sondern hoffend, ausstrahlend und erwartend. Philosophieren ist meinem Verständnis nach ein *Beziehungsgeschehen zu Gott*, dessen Erfüllung im gelingenden Vollzug des Philosophierens selbst liegt und nicht bloß in dessen „resultierenden“ Erkenntnissen; und einem Beziehungsgeschehen ist es wesentlich, offen sein zu können – in jedem Fall aber hoffnungsvoll, ausstrahlend und erwartend.

Philosophische Rede des *Menschen* muss also wissen und deutlich machen, dass sie nicht *die Philosophie selbst* ist, sondern die Philosophie nur *bezeugt*. Philosophie kann nur für sich selbst sprechen. Und ihr letztes Wort *ist* noch nicht gesprochen: Aber ich bin überzeugt, dass es jederzeit zu jeder und jedem von uns gesprochen werden *kann*, so wir nur ernsthaft über uns selbst nachzudenken bereit sind. ■

Den Gedankenzusammenhang, der in diesem Gesprächsbeitrag vorgestellt wird, habe ich in ausführlicherer Form im Rahmen meines Buches *Die Aktivität der Wahrnehmung und die Metaphysik des Geistes. Eine aktualisierende Lektüre von Hegels Philosophie des Geistes* (Tübingen: Mohr Siebeck, 2021) entwickelt.

Wenn es eine philosophische Wahrheit gibt und diese prinzipiell aller Menschen eingesehene Überzeugung werden kann, dann muss Philosophie Offenbarung sein.
